1815
1715

Allg. Lit. Z. 1816 N. 106.

194

VI 1136.

F. H.

H. p.
o
10

VI. 136.

~~349~~
~~192~~

Das Jahr

1715

oder

wie's vor hundert Jahren in der Welt aussah.

Das Jahr
1715
oder
wie's vor hundert Jahren in der Welt aussah.

Ein
Erinnerungs- und Trost-Büchlein
für
1815.

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.

1815.

Du blickst wohl, lieber Leser, so gern zurück in die Vergangenheit wie vorwärts in die Zukunft, und meist mit mehr Erfolg in jene, als in diese. Vor uns ist Dunkel, hinter uns Licht. Vor uns ist unruhige Bewegung, in der sich endlich alle Gestalt verliert und das Auge kaum findet, wo es ruhen mag, außer wenn es, in sich klar, bis dahin reicht, wo Himmel und Erde sich berühren. Hinter uns ist Ruhe; wir stehen bald mehr, bald minder hoch, und überschaun ein stilles, meist helles Thal, und viele lichte Punkte, wo das Auge gern verweilt. Drum finden wir rückwärts mehr Befriedigung als vorwärts. Drum hören wir alle gern, wie es sonst war, zumal Keiner Kunde bringt, wie's künftig seyn wird. Und

die Vergangenheit deutet auch manches Geheimniß der Zukunft. Sie ist eine erfahrungsreiche Freundin dem, der sie neu belebt.

Zum Friedensgruß brächt' ich Dir, mein geneigter Leser, gern, was Dir gefiele. Aber von dem, was Du zu wissen begehrst, weiß und versteh ich nicht mehr, als Du. Was seyn und geschehn wird, kann ich Dir nicht verrathen, und du wirst's selbst nachher erfahren. Doch von dem, was war und geschah, ward mir einige Kunde. Davon will ich Dir erzählen, wenn Du mich hören magst.

Folge mir; aber um ein ganzes Jahrhundert zurück. Das wird Dich mindestens ein wenig abspannen von dem ungeduldigen Harren dessen, was wohl billig uns allen am Herzen liegt, dem wir aber in Geduld entgegenblicken, und (was besonders Noth ist,) auf das wir uns gefaßt halten und bereiten müssen.

Wünschest Du die alte gute Zeit zurück, und klagst Du, wie man vor Alters auch geklagt hat, über die neue böse Zeit; — laß die alte Zeit Dir selber sagen, wie sie war. Du findest endlich wohl, es war auch sonst nicht Alles gut, wie jetzt nicht Alles schlimm ist.

Kitzelt Dich aber auch der Dünkel: „wie wir es denn zuletzt so trefflich weit gebracht;" — schau nur verständig zurück, und vernimm die Stimme der Vorzeit. Du bekennst endlich vielleicht, daß hinter unsern Bergen auch manches Feld wohlbebaut war. Laß Dich überzeugen: das Schlechte brachte allezeit, und bringt Verderben, oft nach scheinbarem Gewinn größeren Verlust; das Rechte und das Gute mußte endlich doch gedeihen, hat triumphirt, meist ohne Gepränge, und triumphiret noch. Immer aber, in Kampf, Noth und Tod, ist's wahrlich heißer Mühe werth!

Indem Du denn in's Jahr 1815 eintrittst, schau Dich noch einmal um nach dem längst vollendeten Jahr 1715. Da Du nun um hundert Stufen höher stehst, als die, welche damals pilgerten, magst Du alles wohl übersehen. Und wie man auf Bergeshöh wohl Einen, der der Gegend kundig, zur Seite haben mag, daß er die Namen aller Berge und Thäler, Seen und Flüsse, Dörfer und Städte nenne, die rings im Gesichtskreis liegen, in übergroßer Fülle: so laß mich Dich geleiten, und Dir nennen, deuten, bezeichnen, was den Blick anzieht. Es zeigen sich Dir auch hier, wie auf jedem Berg mit weiter Aussicht, helle und dunkle und helldunkle Stellen; fruchtbare Felder und öde, auch wohl unheimliche Steppen; manches, was das Aug' entzückt, manches, davon es sich abwendet. Ueber Alles waltend aber empfinde die höhere, ewig sich gleiche, Gotteskraft, die sich offenbaret in den wech-

selnden Zeiten, und schau gläubiger anbetend auf zu dem, der war und ist und seyn wird in Ewigkeit.

Du siehst die Kräfte nicht nur, wie sie sich bewegen in dem Einen Jahr; nicht ihr Streben und Ringen nur, auch ihr Ziel und ihre Frucht. Ueberall Keime, Blüten, auch manche Frucht. Manche befreundete Gestalt begegnet Dir. Manche, die damals prangte, glänzt nicht mehr, und ist fast vergessen. Manche, die damals übersehen, gekränkt, unterdrückt war, regt sich jetzt in lichter Lebensfülle. Manch Gold hat, in hundertjährigem Feuer von Schlacken gereinigt, sich herrlich bewährt. Manch geringer Keim ist zum Baum geworden, der weithin Schatten verbreitet und Früchte trägt, heilsame oder auch giftige. Vieles hat nun ausgelebt; wo aber Geist war, und das Licht von oben, und ein offnes Hinneigen und Aufstreben zu diesem, da war auch Ueberwindung der zerstörenden Todesmacht.

Schau zunächst die drey Adler, deren Schwingen fast ganz Europa überschatten. Zwey regen sich und steigen auf in erster Jugendkraft. Der größte von allen schwebt noch unsicher, und weiß, wider Adlerart, unter den vielen Lichtern am Himmel, die rechte Sonne noch nicht zu finden, bis er, nach manchem Irrflug endlich, dicht an unsrer Höhe, stärker seine Fittige regt, und, zueilend dem Urquell des Lichtes, im hellsten Glanze blitzet. Der kleinste wagts, im kräftigen Flug mit den andern um den Preis zu ringen, kämpft mit dem ältesten, ihm verwandten, bald gefährlichen und verlockenden Kampf, wird dann, uns näher, niedergeschlagen von einem Geyer, der sich zum Adler gelogen, und erhebt sich eilend wieder mit dem ersten in edlem Verein, allen Geschlechtern ein leuchtendes Vorbild, zu reiner Sonnenhöhe. Und der dritte, dessen Haupt mehr als Eine Krone trägt, selber ein herrliches Doppelgestirn, zu dem Tau-

sende aufschauen, übt, so weit Dein Auge reicht, in alter Kraft den gewohnten Flug, sinkt, und sinket dann tiefer, als hätt' er des Fluges vergessen, bis er zuletzt, den beyden Genossen verbunden, herrlicher strahlet, denn je vorher. —

Halt im Auge nun das Jahr, in das ich Dich zurückführe, und schaue auf das Ganze und Einzelne, und dann wieder auf's Ganze.

Der große Kampf, der mit dem achtzehnten Jahrhundert zugleich begann, war geendet. Den spanischen Erbfolgekrieg hatte, für die meisten darein verwickelten Mächte, der Friede zu Utrecht 1713 geendet. Auch der Kaiser hatte endlich 1714 für seine Erbstaaten zu Rastadt in den Frieden gewilligt, der gleich nachher in Baden auch auf das deutsche Reich ausgedehnt ward. So schien mit dem Jahre 1715 ein fast allgemeines Friedensjahr gekom-

men. Denn am 6. Februar dieses Jahres schloß auch Portugall Frieden mit Spanien. Bald darauf wurden hier auch die streitbaren Catalonier endlich überwältigt, die lange, dem Hause Oesterreich treu ergeben, auch als dieses selbst schon den Kampf aufgegeben, für dasselbe gefochten hatten. Dem Könige von Spanien gelang's nun auch, die Insel Majorka wiederzuerobern. Die Europäischen Mächte schienen der Ruhe zu bedürfen, und der alte Ludwig XIV. von Frankreich, der ein halbes Jahrhundert lang den Frieden Europa's gestört, fühlte sich selbst so entkräftet, wie sein Reich, und sein Ende war nahe.

Aber als könne der Friede nie vollständig herrschen auf Erden, war auch jetzt noch nicht der Kampf geendet, und mancher neue schien unvermeidlich.

Die Ottomannische Pforte hatte 1714 im December an Venedig den Krieg erklärt,

weil sie den Verlust Morea's, das zu neuen Feindseligkeiten den Vorwand lieh, und den Carlowitzer Frieden nicht verschmerzen konnte. Jetzt, 1715, begannen die Venetianer den neuen Kampf.

Schweden stand noch gegen mehr als Eine Macht gerüstet. Nun kehrte auch Karl XII. aus Bender zurück, nicht friedlich gesinnt. Den alten Feinden gedacht' er's noch zu vergelten, und neue waren dazu gekommen. Sie wähnten, der Löwe schlafe, weil er so fern war und so stille; jetzt aber war er erwacht.

Doch sehen wir vor allem auf das jetzt friedliche Vaterland hin. Die tiefen Wunden des dreyßigjährigen Krieges, denen der Westphälische Friede statt Balsam nur neue Reizmittel aufgelegt, waren noch lange nicht verschmerzt, und Ludwigs XIV. Habsucht und Ränke, nachher der spanische Erbfolgekrieg hatten neue geschlagen. Der Friedensschluß zu Rastadt und

Baden hatte dem Reiche zwar fast Alles, was es seit dem Ryßwycker Frieden (1697) noch sein Eigenthum nennen durfte, wieder gesichert, auch die wichtigen Rheinfesten Philippsburg, Kehl, Alt-Breysach und Freyburg zurückgegeben; aber Landau, Hüningen und Fort Louis blieben in Frankreichs Gewalt, und von allem, was dasselbe früher von Deutschland geraubt, ward fast nichts wiedergewonnen. So war auch im Utrechter Frieden Luxemburg, Namen, (Namur) und Charleroi von Frankreich herausgegeben, und Ypern mit Veurne (Furnes) abgetreten worden; aber außer St. Venant und Bethune auch Lille in seiner Gewalt geblieben. Und selbst jene Festungskette sollte nicht ein ganz freyer Besitz und sicherer Schirm dem Reiche seyn, da der Kaiser sie zwar mit den spanischen Niederlanden, als Erzherzog in Oesterreich, gewann, zugleich aber zu dem Barrieretractat sich

genöthigt sah, der ihm nur zur Hälfte das Recht der Gränzwacht gegen den ländersüchtigen Nachbar einräumte.

Denn im Utrechter Frieden hatten die Generalstaaten für Oesterreich die spanischen Niederlande wohl in Anspruch genommen, aber auch vorläufig besetzt, als ein Unterpfand des Vertrages, durch welchen allein Oesterreich von ihnen die lange verweigerte Theilnahme an dem spanischen Erbfolgekrieg hatte erkaufen können. Diesem Vertrag zufolge sollten die Generalstaaten die Festen Namur, Doornik (Tournay), Meenen (Menin), Warneton, Ypern, Fort Knake und Fürnes mit eigenen Soldaten unter eigenen Befehlshabern besetzen dürfen. Oesterreich sollte dagegen zwar von jenen Besatzungen sich auch den Eid der Treue schwören lassen, aber auch völlige Zollfreyheit für Alles, was die vereinigten Staaten ihnen liefern würden,

zugestehen (wodurch dem offenbarsten Schleich- handel Thür und Thor geöffnet war!) und noch überdieß fast eine halbe Million Thaler, zur Unterhaltung der Besatzungen, an jene zahlen.

Im Jahr 1715 entwickelten sich die Folgen der Utrechter und Rastadter Friedensschlüsse, wie die Vollziehung derselben ihren Fortgang hatte.

Deutschland schien nach langen Leiden sich erholen und großen Verlust vergessen zu wollen. Deutsche Prinzen herrschten auf den Thronen von England, Dänemark, Schweden, Polen, Preußen, Böhmen mit Mähren, Ungarn mit Siebenbürgen, und führten das Scepter über die meisten Staaten Italiens. Aber dem Vaterlande war dieß mehr verderblich, als förderlich. Italien hatte von je den deutschen Kaisern viel Geld, und was theurer ist, viel Blut gekostet, und die Augen oft von

den innern Angelegenheiten des Kaiserthums abgewendet, um so mehr, als die påpstliche Staatsklugheit, wenn sie die deutsche Macht zur Vertreibung der Spanier und Franzen herbeygerufen, sobald dieß gelungen schien, alsbald die Vertriebenen wieder gegen jene reizte. Ungarn forderte gegen die türkische Macht stets neue Opfer deutscher Streiter. Und die vielen Kronen auf dem Einen Haupt desselben Erzherzogs, der zugleich deutscher Kaiser war, vereint, sonderten die Angelegenheiten der Erbstaaten zu scharf vom deutschen Reich, als daß die Fürsten desselben, in eine unheilvolle Spannung gegen das Reichsoberhaupt gesetzt, nicht des uralten Bundes und der gemeinsamen Gefahr von außen uneingedenk geworden und den Versuchungen arglistiger Nachbarn Gehör gegeben hätten.

Noch war die bundbrüchige Verbindung, in die zwey mächtige Reichsstände, die Chur-

fürsten von Bayern und Cölln, mit Frankreich zur Zeit des spanischen Krieges und schon früher eingegangen, ungestraft geblieben, ein verderbliches Beyspiel für die Folge. Denn obwohl beyde in die Reichsacht erklärt worden, ward der Kaiser doch durch den Rastadter Frieden genöthigt, dieselbe aufzuheben, und mit dem Anfang des Jahres 1715 waren sie wieder im vollen Besitz ihrer sämmtlichen Reichslehne und ihres Ständerechts hergestellt.

Das edle Haus Oesterreich stand jetzt in der höchsten Blüte seiner Macht, und Karl VI., der 1711 seinem kinderlosen Bruder Joseph I. als Beherrscher der österreichischen Staaten und als deutscher Kaiser gefolgt war, entbehrte weder des Geistes, noch der Kraft, noch des Muthes, das reiche Erbe zu behaupten, ja es zu erweitern. Er hatte 1713, nach dem Tode des letzten Fürsten von Siebenbürgen, den vollständigen Besitz von Ungarn und Sie-

benbürgen, und damit eine neue Herrschaft über eine Million Unterthanen erhalten, gemäß dem Carlowitzer Vertrag. Der Friede mit Frankreich und Spanien hatte ihm den neuen Gewinn der katholischen Niederlande, Neapels und Sardiniens, Piemonts und der Lombardey zugestanden. Im Anfang des Friedensjahres 1715 ruhte sein Schwerdt. Aber die Generalstaaten drangen auf Erfüllung des Vertrags, und nach langem Sträuben gab der Kaiser den durch England kräftig unterstützten Forderungen nach, daß am 15. November der Barrieretractat vollendet ward. Und ehe das Jahr zu Ende ging, rüstete Spanien sich schon wieder, obwohl es noch verbarg, daß es den österreichischen Besitzungen in Italien galt. Der Kaiser selbst bereitete sich zum neuen Kriege gegen die Türken.

Preußen schien durch die neue Königskrone, die es seit funfzehn Jahren trug, auch zu neuen Wünschen, Ansprüchen, Anstrengungen aufgefordert zu seyn. Dem Reich war es dadurch mehr entfremdet, dem Kaiser schon feindseliger, obwohl noch verborgen, gegenübergestellt, und die Eroberungslust, bey seiner neuen Stellung in der Reihe der Staaten fast unabweisbar, erzeugte stets neue Kämpfe nach außen, während die dadurch nothwendig gewordene kriegerische Haltung den alten Besitz erschöpfte.

Friedrich Wilhelm I. hatte, unter französischer Vermittlung, im Utrechter Frieden einen Theil von österreichisch Geldern, auf den er, als Erbherzog von Cleve, Anspruch machte, die Grafschaft Lingen und das Fürstenthum Meurs, die Herrschaft Heristal, und anderes Erbe des alten Hauses Oranien in Westphalen erhalten. Zugleich war ihm die Herrschaft über Neuburg (Neuchatel), zu

dessen Fürsten das Land selbst schon früher ihn erwählt, bestätigt worden.

Er hatte 1711 durch Unterhandlung sich Stettins bemächtigt, und sah sich jetzt, da 1714 Schweden die Festung nachdrücklich, aber ohne Erfolg, zurückgefordert, in einen neuen Krieg verwickelt. Er verband sich mit den Gegnern Karls XII. und half 1715 Vorpommern erobern. Ihm fehlte es nicht an Kraft und Ernst, aber an Geistesbildung; und wie ein Ritter aus den Zeiten des Faustrechts, liebte er die Gewaltthat, an der seine Frömmigkeit ihn um so weniger hinderte, als er in Gott nur den Stärkern anbetete. Soviel an ihm war, setzte er das Jahr 1715 um vier Jahrhunderte zurück. Erst ein Jahrhundert später sollte sein dem Vaterland entfremdeter Thron, auf dem der spätere Enkel das Schicksal versöhnt hat, und wieder gut gemacht, was jener verschuldete, Deutschland neuverbunden und

eine köstliche Perle in der Krone des Volkes werden, das, in viele Zweige sich ausbreitend, doch nur Ein Volk ist. Schon war Friedrich, den man nachher den Großen und den Einzigen genannt hat, geboren. Was er werden sollte, ahndete das Jahr 1715 noch nicht. Er war drey Jahr alt. —

Polen beherrschte Friedrich August von Sachsen. Theuer hatte er diese Krone, nach der seiner Eitelkeit gelüstete, mit der Abschwörung seines Glaubens, und mit der Wohlfahrt seiner deutschen Lande erkauft. Der Kampf um dieselbe hatte Karl XII. mit seinen Schweden nach Sachsen gezogen und unerschwingliche Lasten den alten Unterthanen aufgebürdet. Doch hatte der undeutsche, durch Karl so bitter gedemüthigte Fürst, nachdem jener in die Türkey geflüchtet, 1709 aufs

neue der unsichern und verderblichen Herrschaft mit Rußlands Hülfe sich bemächtigt; und sein unglückliches, schwerbedrängtes Erbland mußte ohne Nachlaß seine letzte Habe darbringen zu seinem eigenen Verderben.

Auch Polen hatte von der sächsischen Herrschaft wenig Gewinn. Das Reich verfiel auch durch das unweise Verfahren, das die Regierung gegen die Dissidenten bewies.

In sinnloser Verschwendung stand dieser Polenkönig keinem nach. Der Glanz des französischen Hofes war sein Vorbild, das er, mit viel geringern Mitteln, gern übertreffen mochte; und französische Sitte galt seiner sardanapalischen Thorheit viel mehr, als gediegener deutscher Werth. Er schien die Künste zu begünstigen, aber nur, weil sie seinen mit allen epicureischen Genüssen übersättigten Lüsten bisweilen eine Abwechselung und Abspannung gewährten, oder seiner Eitelkeit fröhnten und zur Pracht

des Hofes unentbehrlich schienen. Vaterländische Kunst gewann durch die ungeheuern Summen, die ins Ausland flossen und an Fremde verschwendet wurden, nur mittelbar. Denn die Welschen rissen, was deutschen Kunstfleiß gefördert hätte, an sich. Sachsen verarmte; nur die Hauptstadt hatte äußeren Gewinn. Kaum hat der furchtbare Kampf, der ein Jahrhundert später zerstörend einfraß in das Mark des schönen und gesegneten Landes, so tief die innere Kraft erschöpft, als Augusts lange Regierung. Nur die reichen Kunstschätze, die herbeygezogen wurden, sind dem Lande ein unschätzbarer Gewinn geblieben. Das Jahr 1715 verwickelte den Churfürsten, als König von Polen, mit in den neuen Kampf der gegen Schweden Verbündeten, und so genoß Sachsen auch jetzt nicht die Früchte des Friedens, dessen die meisten deutschen Provinzen sich erfreuten.

Sey das Gedächtniß jener Zeit, da alle

Hülfsquellen des Landes, das von dem Elend des dreyßigjährigen Krieges sich kaum etwas erholt hatte, völlig vertrocknet schienen und keine Rettung abzusehen war; sey die Erinnerung an die verjüngte Kraft, in der es (selbst nach bald darauf folgenden neuen Leiden des siebenjährigen Krieges) wiederauflebte, an den neuen Wohlstand, zu der weise Regentensparsamkeit, innere Betriebsamkeit und Erwerbfleiß, und der Segen von oben es wiedererhob; sey dieß Alles dem edlen Sachsenvolk Trost und Ermunterung für das Jahr 1815.

Auch Schwedens deutsche Staaten seufzten unter der Last, welche die fremde Krone ihres Fürsten ihnen auflegte, und das Jahr 1715 mehrte dieselbe. Karl XII., der Ritter sonder Furcht, aber nicht sonder Tadel, Held und Abentheurer, gedachte, jetzt heimkehrend aus

seiner langen freywilligen Verbannung, jede alte Schmach und jede neue Unbill, welche die Fürsten in seiner Abwesenheit an seinen Landen geübt, zu rächen und zu strafen. Rußland hielt noch Finnland, für Schweden die unentbehrlichste Provinz, besetzt. Dänemark hatte Bremen und Verden, als sey die Eroberung bereits unbestreitbares Eigenthum, an Hannover — verkauft, und England verband sich, um den Hannöverschen Kauf zu vertheidigen, mit Schwedens Feinden. Mit Polen war der alte Strauß noch nicht ausgefochten. Mit Preußen war ein Federkrieg wegen Stettin dahin gediehen, daß Karl auch von dieser Seite sich gedrungen fühlte, das Schwerdt über Recht und Besitz entscheiden zu lassen. So stand der König mit seiner erschöpften Macht allein gegen so viele Feinde (gegen Rußland, Dänemark, England, Polen und Preußen), von denen fast jeder

Einzelne stärker und kampffertiger war, als er. Preußen, das jetzt am meisten seinen Zorn gereizt, sollte auch am ersten seine Rache fühlen. Mit Anfang des Jahres 1715 brach er los. Eilends vertrieb er, am 6ten Februar, die preußische Besatzung aus Wolgast. Aber die vereinten Mächte drängten von allen Seiten auf ihn ein. Sein Widerstand war zu schwach. Er verlor Vorpommern. Ehe das Jahr zu Ende sich neigte, war ihm auch Rügen entrissen. Im December floh er aus Stralsund, und die wichtige Festung fiel in die Hände der Belagerer am 11ten December.

In diesem unglücklichen Kampf litt Schweden zwar unersetzlichen Verlust; aber größern, obwohl nicht an Land, das nördliche Deutschland, das der Kriegsschauplatz war. So ward auch die schwedische Krone den Deutschen eine glühende, eiserne.

In Dänemark herrschte König Friedrich IV. aus altdeutschem Geschlecht. Er, wie seine Vorgänger, hatten eine angeerbte, dem Mutterlande selten ersprießliche, oft gefährliche Neigung gegen deutsche Lande. Der Gottorpsche Antheil von Holstein und Schleswig war ein zu reizender Gewinn, als daß nicht manches um denselben hätte gewagt werden sollen. Das reiche Hamburg und Altona war auch eines unternehmenden Kampfes werth. Und was ein Herzog von Holstein, als deutscher Reichsfürst, nicht gewagt hätte, das durfte ein König von Dänemark wohl versuchen. Im Jahr 1715, nachdem Friedrich IV. für Bremen und Verden eine feine Summe erhalten, kämpfte er, sammt den übrigen Feinden Schwedens, in Pommern, und besetzte den größten Theil von Vorpommern, nicht ohne Hoffnung, wenigstens nicht ohne Verlangen, dasselbe mit den alten Staaten zu

vereinigen. Seit dem September 1715 lagerten die Dänen um Wismar, das in diesem Jahr nicht erobert ward.

Sonst liebte Dänemark den Krieg nicht, aber Handel und Colonien, und darum den Frieden, der beyde begünstigt. Deßhalb litt das deutsche Land unter dänischer Herrschaft doch minder, als andere Provinzen unter fremden Herren, und auch manche Gunst ward von den Königen ihm zugewendet. Es stand durch die dänische Seemacht auch in Verkehr mit den fernen Erdtheilen, und nahm Theil an dem Missionsgeschäft, das, wenn nicht immer mit lebendigem, doch ehrenwerthem Eifer, von der Krone begünstigt ward.

Friedrich IV. war ein frommer Herr, der 1705 die dänische Missionsanstalt gegründet hatte, und 1715 noch ein besonderes Collegium zur Beförderung des Laufs des Evan-

geliums, nach dem Vorbild der englischen, vollendete.

In England war, noch bey Lebzeiten der Königin Anna, das Haus Braunschweig, weil von allen Thronerben dieses allein beym evangelischen Bekenntniß geblieben, zur Königswürde erwählt worden. Georg I., Herzog von Hannover, dem im Badener Frieden 1714 die Churwürde des deutschen Reichs bestätigt worden, bestieg in demselben Jahre, nach dem Tode Anna's, den englischen Thron, und leistete 1715 auf die Gesetze Großbritanniens den Eid. Den treulosen Versuchen Frankreichs, ihm die Herrschaft zu entziehen, war's nicht gelungen. Georg aber, auf seine Sicherheit bedacht, schloß gleich nach seinem Regierungsantritt Bundesverträge mit dem deutschen Reich und dem Kaiser, mit Preu-

ßen, Polen, Schweden und Dänemark, mit Frankreich, Holland, Spanien und Portugall. Und weil gegenseitige Hülfsleistung die Absicht der Verträge war; mehrere Mächte aber, mit denen er dieselben eingegangen, selbst gegen einander, theils in feindlicher Spannung, theils in offenem Kampfe standen: so war fast unvermeidlich, daß er für und gegen Einen und denselben Bundesgenossen sich rüsten und streiten mußte. Kaum entging Georg diesem verfänglichen Nothfalle.

Auf Schweden schien jetzt, da Karl XII. wieder die Fehde eröffnet, der Vertrag kaum anwendbar, zumal da der König, als Churfürst von Hannover, sein erst erkauftes Herzogthum Bremen und Verden entweder vertheidigen, oder aufgeben mußte. Weil er jenes vorzog, kämpfte er mit den gegen Schweden Verbundenen, doch ohne Ernst und Nachdruck, also, daß er die andern Mächte sogar reizte, indem

er Schweden schonte, und den schwedischen Seecapereyen nicht steuerte.

England aber stand damals auf solcher Höhe der Macht, daß Georg I., auch ohne großen Unternehmungsgeist, bald einen bedeutenden Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten gewinnen mußte. Unter der Königin Anna, 1707, war Schottland mit England in das Königreich Großbritannien verbunden worden. Reich durch Handel und Colonien, war dieser Staat nach dem Utrechter Frieden, obwohl seit 20 Jahren, besonders im spanischen Erbfolgekriege, die Nationalschuld schon übergroß geworden, im Jahr 1715 eine der ersten Mächte. Jener Friedensschluß, in dem es am meisten gewann, hatte, außer vielen schönen außereuropäischen Besitzungen, fruchtbaren Colonien, die es Spanien und Frankreich entrissen, auch das für den Handel im Mittelmeer so wichtige Gibraltar und Ma-

jorka ihm überlassen, und seinen Handel, seine Seemacht, noch fester gegründet.

Hannover empfand die fremde Krone seines Churfürsten am wenigsten drückend und schmerzlich. Die Neigung für seine deutschen Erblande erhielt sich in dem König von England mit der Achtung gesetzmäßiger Verfassung des Reichs. Selbst die englischen Gesetze lehrten ihn Gerechtigkeit. Des deutschen Geldes bedurfte er nicht in dem Grade, wie andere Könige, und betrachtete die deutschen Provinzen nicht als die Schatzkammer für ein fremdes Reich und fremde Angelegenheiten. Hannover nahm selbst Theil an allem, was England Gutes hat, und eine wohlgeordnete Regierung ließ die Abwesenheit des eingebornen Fürsten leichter verschmerzen. — Doch mußte auch Hannover oftmals nach demselben sich sehnen. Denn so wohlthätig auch des Landes Sonne von der fernen Insel herüberwirkte, so

liebt es doch billig der Deutsche, die Sonne selber zu schauen, je mehr Liebe und Dankbarkeit ihn bewegen. Der Vater, der, wie der König von England, durch die brittischen Gesetze gebunden, nur bey dem einen Kinde weilt, erscheint dem andern doch nur als ein Stiefvater, obwohl als ein guter, wohlmeinender. Ein orientalischer Despot mag wohl daran thun, sich selten oder nie seinem Volke zu zeigen, und wie eine unsichtbare Göttermacht nur im drohenden Sturm oder im freundlichen Sonnenschein zu ihm zu reden; — deutsche Art ist's nicht, und darf es nicht seyn, dem Beherrscher, als einem Abgott, also zu dienen. Drum muß der deutsche Fürst selbst wandeln unter seinem deutschen Volke, und er wird, wenn er in der Glorie seiner Majestät oder seiner Fürstenwürde herabsteigt von seinem Thron, die Stimmen seiner Bürger zu hören, und selbst zu ihnen zu reden, die allerhöchste und die aller-

reinste Liebe und Verehrung finden. Es ist nicht wohl gethan, wenn weder Vater, noch Sohn, noch Enkel seinen Fürsten schaut, wenn der freye deutsche Mann erst in die Fremde ziehen muß, seinen Herrn zu finden.

Darum regte, bald als Georg I. aus Hannover geschieden, in vielen und den Bessern, sich das Verlangen — wie nachher, — daß der gnädige Herrscher sich gefallen lasse, auch bey dem ältern Kinde einzukehren; darum wünscht Deutschland noch jetzt, daß sein königlicher Sohn zu Zeiten daheim im Hause bey den Seinen sich zeige. Was 1715 die Väter schon begehrten, dessen möchten 1815 die Enkel sich erfreuen, damit sie nicht bloß Repräsentanten der Krone, die den Ansprüchen der neuern Zeit (wie die Surrogate) kaum noch genügen, sondern dem Haupt mit der Krone selbst mit deutschem Sinne huldigen.

Das durch so viel fremde Kronen vielgetheilte Interesse der deutschen Fürsten zog das Vaterland unvermeidlich, auch in der Zeit, von der wir reden, in jeden Kampf und jede Verwirrung hinein, die irgendwo in Europa sich zeigten. Indem es, wider seinen Willen, den traurigen Ruhm erwarb, den meisten europäischen Kronen Köpfe geliehen zu haben, hätte es fast selbst die eigene alte Krone verloren, und das Haupt dazu. Selten wollte die Doppelrolle, in der ein deutscher Fürst, als Vasall des Reichs und als Souverän eines größern Landes, aufzutreten genöthigt war, beyden Herrschaften heilsam seyn, und in der Regel duldete und verlor am meisten das Stammland. Und wenn zu Zeiten das deutsche Herzogthum, das mit einem fremden Reiche Einem Herrn diente, minder üble Folgen empfand, so litt doch immer das Ganze, das Vaterreich darunter. Durch die fremden Kronen der deutschen Chur-

fürsten und Herzoge ward der Verfall der Kaisermacht und des Kaiserthums, mit dem Verfalle der Kaisermacht der Verfall des Reichs bereitet. Die besten deutschen Fürsten vergaßen unter dem nichtdeutschen Thronhimmel das rechte Verhältniß der Fürsten zu Kaiser und Reich. Am deutschen Staatenhimmel die Planeten um die glorreiche, das ganze Land überstrahlende Kaisersonne, zerstörten sie den ganzen Wunderbau, und verwirrten ihn unauflöslich, als sie sich selbst zu Nebensonnen erheben, und mehr und mehr Monde und Mondchen, die zum Theil selbst strahlendere Sonnen, als sie waren, um sich versammeln wollten. Dieß hatte sich zuletzt am furchtbarsten und verwüstend im Spanischen Erbfolgekriege und im Utrechter Frieden gezeigt, und so hatte Deutschland im Jahr 1715, obwohl es zu Baden Frieden erhalten, doch einen unerschöpflichen Thränenquell in den fremden Thronen seiner

Fürsten. Darum war auch nirgend rechte Freude im Lande nach dem Frieden, dessen sonst aller Herzen sich freuen. Hier und da feyerte man einen Stillstand, der augenblickliche Ruhe verhieß; selbst so wenig war den Sachsen, Brandenburgern, Pommern, Holsteinern, Hannoveranern nicht völlig gegönnt. Keine deutsche Provinz hatte im Frieden das Gedächtniß eines großen Zeugnisses deutschen Geistes, einer großen, Deutschland errettenden, befreyenden, stärkenden That, einer edelmüthigen Aufopferung für das Vaterland, und nicht einen sichtbaren Gewinn (der Anwachs des Kaiserhauses war für das Reich keiner! —) zu feyern und zu rühmen. Ueberall Erschöpfung, nirgend Erquickung!

Und das war die Frucht eines fast funfzehnjährigen Kampfes. Diesem zwar hatte der Kaiser nicht entgehen können, und die Theilnahme des Reichs daran war so nothwendig,

so unvermeidlich, daß auch deßhalb die Verbindung deutscher Reichsfürsten mit dem Reichsfeind zwiefacher Verrath, Vernichtung alles heiligen Rechts und heiliger Pflicht war. Jener nordische Krieg aber, der Deutschland auch im Jahr 1715 nicht rasten ließ von langem Kampf und großen Opfern; — er ward muthwillig dem Reich zugezogen, ja wahrhaft gegen das Reich geführt, an dessen Verfassung er zerstörend fortnagte. Bey so großen Uebeln der Zeit war nirgend Rettung, Hülfe abzusehen. Die Stämme der Deutschen, immer nach außen gewendet, lernten allmählich vergessen, daß sie ein Vaterland, und durch dasselbe unveräußerliche Rechte haben. Der Geist entschwand, und mit dem Geist das Leben. Die nur von außen oder durch Machtgebote bewegte Maschine verknöcherte und versteinte in den edelsten Organen, und, was lebendig blieb, suchte sich

im bittern Schmerz über das, wie's schien, rettungslose Vaterland andere Bahnen.

Und fast hundert Jahr dauerte von da an die Erstarrung, aus welcher der vaterländische Geist erst durch die ungeheuersten Leiden, durch Elend, Hohn und Schmach, endlich durch herrliche Kräfte, die der Himmel sendete, die Masse zu beleben, wiedergeboren ward, daß die Unterthanen wieder Bürger, die Deutschen wieder ein Volk wurden.

Nun 1815 wird's Ruhm und Freude und Glück seyn, in Deutschland als Deutscher zu leben. So war's 1715 nicht.

Drum rühme nicht die alte Zeit — wenn du nur ein Jahrhundert, oder auch zwey dabey zurückdenkst! Es ist gewiß heut besser, ob's auch nicht Alles gut ist.

Noch von andern Seiten zeigte sich zu jener Zeit der Nachtheil einer zu engen Verknü-

pfung einzelner deutschen Lande mit fremden. Volkseinheit und gesetzliche Freyheit sind unerlaßliche Bedingungen der Volksehre und des Volksglücks. Aber die Einheit ward zerrissen, und die Freyheit vernichtet, und somit zugleich die Ehre und das Glück des Volks, auch von dieser Seite, gekränkt und zertreten durch die gefährlichen Kronverbindungen mit dem Auslande. Der deutsche Stammbruder in Brandenburg ward zum Preußen, der Pommer zum Halbschweden, der Holsteiner zum Dänen, der Hannoveraner zum Halbengländer. Sachsens Verbindung mit Polen dauerte zum Glück nicht lange genug, als daß der Sachse auch zum Polen geworden wäre, (wobey er freylich vor allen das böseste Loos gezogen hätte.)

Bey den unter dem Haus Oesterreich mit all seinen vielen Kronen vereinigten deutschen Landen fand jene Umkehrung am wenig-

sten Statt. Denn eben weil Oesterreich mehr als Eine fremde Krone trug, und die allerverschiedenartigsten Volksschaften in Eins verbunden hatte, gelangte nicht Eine fremde, der Krone anhängende Volksthümlichkeit zu einem so entschiedenen Uebergewicht, daß der alte Geist der germanischen Provinzen dadurch überwältigt worden wäre. Der Oesterreicher ist nicht ungarisch oder böhmisch, — auch nur wenig welsch geworden. Diese Bewahrung in seinem deutschen Wesen verdankt aber Oesterreich besonders der deutschen Kaiserkrone. Denn diese, die strahlendste und leuchtendste vor allen, hinderte den Eindrang einer fremden Kronthümlichkeit. Wie hätten die deutschen Erblande des deutschen Kaisers deutscher Art sich entäußern mögen? — Und doch blieb auch hier der Einfluß der fremden Herrschaft nicht aus. Denn Oesterreich war nun, auch ohne die deutsche Kaisermacht, ein so umfangreicher und

eigenthümlich gestalteter Staat, daß sein besonderes Staatsinteresse sich doch fast scharf vom deutschen Gemeinwesen schied. Denn auch darin liegt ein Grund des Verfalls der deutschen Kaiserherrlichkeit, daß Oesterreich (die Geschichte bezeugt's) oft verkannte, wie viel höher sey, was es durch Wahl, als durch Erbschaft und Geburtsrecht erhalten, daß es auch jenes zum Familienerbe herabziehen wollte; daß es mehr für sein Haus, als für das Land, zu dem dieses gehörte, sorgte und arbeitete. So blieb denn auch der Oesterreicher zwar Oesterreicher; aber es bedurfte doch der Erinnerung, daß er ein Deutscher sey, nicht nur des Vaterhauses Bundsgenoß, sondern Sohn.

So hatte noch 1714 Karl VI. erst für sein Erbreich, dann für Deutschland Friede gemacht, freylich, weil er zunächst für sein Haus gekämpft, und weil die selbstmächtigen Reichsfürsten schwer zu vereinigen waren. Aber es

lag doch auch darin Oesterreichs Scheidung von Deutschland offen da. So erschien denn auch 1715 Karl VI. mehr als Erzherzog von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen u. s. w., denn als deutscher Kaiser. Drum thaten damals schon die deutschen Fürsten fast, als sey kein Kaiser, und kein Kaiserrecht im Reich.

Der Märker ward wohl eigentlich nur dem Namen nach Preuße, weil der Herzog in Preußen, nicht der Churfürst von Brandenburg die Königskrone sich aufgesetzt hatte. Aber auch Namen scheiden, und gelten, wie Münzen mit Bild und Aufschrift. Hier hatte auch das deutsche Land, obwohl das andere die Königswürde benannte, an Umfang, Bedeutsamkeit und innern Hülfsquellen das Uebergewicht. Ein Herzog von Preußen konnte nicht König seyn; das deutsche Fürstenthum, mit all seinen mannichfachen Anhängen, gab

die Ausstattung zur Vermählung mit der Krone. Endlich aber war Preußen selbst längst germanisch; die Volksverschiedenheit ist kaum in Anschlag zu bringen; Eine Sprache, Eine durch die frühern deutschen Einwanderungen bewirkte Volksthümlichkeit knüpfte Preußen an Brandenburg, wo vom slavischen Stamm leicht noch mehr Ueberreste, als dort. Aber dem Märker, als Bestandtheil des preußischen Königthums, geschah's, wie dem Oesterreicher. Er ergötzte sich, in Selbsttäuschung, an seiner immer gesteigerten Unabhängigkeit vom Reich und wachsenden Selbstmacht, und lernte erst nach hundert Jahren wieder begreifen, daß er denn doch eigentlich ein Deutscher sey, des hohen deutschen Bundes Glied. Und wie diese Erkenntniß, nach hundertjährigem Irrthum, Kraft und Leben gewinnt, wird's mit der preußischen Krone fortan für das Vaterland auch keine Gefahr haben.

Viel schärfer waren die deutschen Lande Dänemarks vom Reich schon früher geschieden. Dänemark selbst hat seine urgermanische Abkunft längst zu vergessen gesucht, und seine Verbindung mit Holstein war schon nicht eine Vereinigung deutscher Stammgenossen. Vielmehr sollten die neudeutschen Lande sich möglichst eben so vom Mutterland und Reich absondern, wie das kleine Königreich selbst, doch so, daß dem Könige die Ehre bliebe, auch ein deutscher Reichsfürst zu seyn. Denn dieß galt vor hundert Jahren doch noch Etwas. So waren die Angelegenheiten Holsteins auch mehr an das Nachbarreich Dänemark, als an das Väterreich geknüpft, ja im wesentlichen aus diesem herausgerissen. Dieß war denn im Jahr 1715 schon wohl gelungen. Und als nach 99 Jahren ganz Deutschland herrlich erwacht war, und das deutsche Volk in alter Kraft sich ein Vaterland wieder erkämpfte, schliefen die

Brüder, die Dänemark beherrschte, den unseligen Traum aus, in dem sie die junge, wiedergeborne Freyheit Hamburgs ersticken halfen.

Auf ähnliche Weise wurden Schwedens deutsche Staaten dem Reich abtrünnig gemacht, und an den fremden Thron geknüpft. Nur behandelte Schweden sie mehr als eine Provinz, dem Königthum zugegeben, denn als einen eigentlichen Bestandtheil desselben. Wenn Pommern nicht Eine, sondern zwey deutsche Provinzen, unter zwey ächten Reichsfürsten, bildete, so war das mit der deutschen Verfassung wohl vereinbar; aber daß innerhalb der deutschen Marken selbst zwey Königreiche sich scharf begränzten, das griff gewaltiger ins Leben, in die Einheit des Vaterlands ein, und der Schwedisch-Pommer und der Preußisch-Pommer mußte ja wohl die deutsche Bundsgenossenschaft verläugnen, wenn Schweden mit Preußen in Kampf lag. Und konnte

auch der wackre Schwedisch-Pommer nie ganz schwedisch werden; — (wie denn eine Provinz, auch unter fremder Herrschaft, weit minder, als ein eigentlich einverleibter Theil des fremden Reichs, seine Volksthümlichkeit verliert) so war sein ganzes Verhältniß doch mehr an Schweden, als an das Reich gebunden.

So war auch Hannover nur eine englische, obwohl väterlich regierte Provinz. Weil aber der König sein Verhältniß zum deutschen Reich und dessen Verfassung ehrte; weil Hannover, selbst bey der Verbindung mit dem Königreich, seine deutsche Selbstständigkeit erhielt; weil Deutsche das Ruder führten; weil England wenig Gelüste haben konnte, eine deutsche Provinz zu unterjochen und sich einzuverleiben, obwohl es sie gern beherrschte: so blieb Hannover inniger dem Reich verbunden, und nicht so völlig England zugeneigt. Und was etwa von brittischem Wesen hier ein-

floß; konnte, wenn es auch an sich nicht zu begünstigen war, doch zu Zeiten heilsam wirken, weil es ein Gegengewicht gegen das Deutschland zerstörende Franzosenthum bildete, und man, um den Teufel Gallomanie auszutreiben, wohl einmal der Anglomanie ein wenig Raum lassen mochte. Aber selbst Hannover wäre deutscher geblieben, wenn der Churfürst nie die Krone Englands getragen hätte.

Es war bey diesen Verknüpfungen deutscher Provinzen mit fremden Reichen nur ein fortwirkender Himmelssegen und ein geheimes Nachwirken des in seiner Kraft nie ganz auszutilgenden Vatergeistes, wenn jene nicht noch mehr von deutscher Volksthümlichkeit verloren. Aber deutsches Blut läßt nicht so leicht von Art, und wird so leicht nimmer davon lassen.

So blieb denn das Volk zwar, auch mit fremden Kronen verbunden, deutsch; aber Volk und Land standen doch nicht mehr in der

alten, innigen und heilig gehaltenen Gemeinschaft, und das Interesse der Deutschen ward so getheilt, wie das Interesse ihrer Fürsten. Dieß untergrub die Volkseinheit, ohne die ein Volk kein Volk ist, und die nicht darin lebt, daß alle unter Einem Herrscher verbunden sind — (denn der Eine macht Viele doch noch nicht zu Einem Ganzen!) — sondern daß Alle nur Eins wollen für das Ganze: der Kränkung des Einen, als Kränkung Aller, steuern und wehren, und als viele Glieder Eines Leibes sich doch Alle als Glieder desselben Einen empfinden. Warum sollte auch ein vielgliederiger Leib bloß darum, weil er viele Glieder hat, unvollkommener, schwächer, zerstörbarer seyn, als der so wenige hat? Hat doch selbst die Natur dem vollkommnern Leibe mehr Glieder (Organe) gegeben, als dem unvollkommnern, außer daß dieser etwa mehr Füße zu rettender Flucht und Fühlhörner besitzt, de-

ren der vollkommnere, mit Augen und Händen ausgestattete, nicht bedarf.

Der Deutsche kann sich's nimmer verbergen: die fremden Kronen seiner Fürsten haben am meisten seine Volkseinheit zerrissen. Diese Ueberzeugung mußte unsern Vätern schon 1715 stark genug sich aufdringen.

Das zweyte ist gesetzliche Freyheit. Sie ist da, wo alle, die unter dem Gesetz sind, selbst über seine Erfüllung wachen. Sie war in der altdeutschen Verfassung gesichert durch die ursprünglich weise, unersetzliche, reichs- und landständische Gerechtsame. Die deutschen Fürsten und freyen Herrschaften und Städte waren Reichsstände. Sie wachten über die gesetzliche Verfassung des Reichs, somit über seine Freyheit. Frey war jeder Reichsstand, weil er selbst über das Gesetz, das Aller Freyheit sichert, zu halten befugt war. In der Reichsstandschaft und ihrer Unverletzbarkeit war

zugleich die Heiligkeit des Gesetzes und der Freyheit vor Frevel bewahrt, wie der stärkere Reichsstand nicht minder, als der schwächste, dem Gesetz des Ganzen unterthan blieb. Weil aber die Freyheit beleben muß alle Einzelnen, wenn das Ganze durch Freyheit belebt werden soll; weil jeder Sohn des Landes ein freyer Mann seyn, weil das Gesetz bewahrt werden soll in jedem, und für jeden freyen Bürger, und in jedem besondern Leben aller Reichsglieder: so waren, nach dem Vorbild der Reichsstandschaft, die Landstände für jedes deutsche Fürstenthum und jede Reichsherrschaft angeordnet, damit sie in jedem besondern Zweige des Gemeinwesens, jede in ihren Gränzen, das Werk der Reichsstandschaft fortsetzten und durchführten. Sie waren berufen, die möglichst treueste, aber auch entsprechendste Anwendung des allgemeinen Gesetzes auf die Eigenthümlichkeit ihrer Provinz zu bewerkstelligen, und vollendeten so die schöne

Verfassung der freyen Deutschen noch vollständiger, als die Kreisstände, aus denen sie eigentlich hervorgingen, deren Wirken aber selbst noch nicht tief genug auch in das kleinste Glied eingriff, und auf die zeitige Eintheilung des ganzen Reichs in zehn Kreise berechnet war.

Dieser Wunderbau der deutschen Reichsverfassung hatte die gesetzliche Freyheit Deutschlands und jedes deutschen Bürgers verbürgen sollen. Die fremden Kronen der deutschen Fürsten erschütterten, untergruben endlich den Bau, und mit ihm die Freyheit. Denn wie die Könige, als deutsche Reichsstände, von alter Treue wichen, ungebundener seyn wollten von dem allgemeinen Gesetz, so hemmten sie auch die Wirksamkeit ihrer deutschen Landstände, und kränkten auch hier das Gesetz und die Freyheit des Einzelnen. Die fremde Herrschaft, welche Unabhängigkeit und Ungebundenheit ihnen wünschenswerth machte, lehrte sie den Reichs-

verband geringer achten, die Gewöhnung an fremde Gesetze oder Willkühr, die heimischen Gesetze für Zwang und Hemmung halten; die besondern Verhältnisse, in die sie durch die fremde Herrschaft oft fast hineingerissen wurden, nöthigten sie, erst leiser, dann stärker, die Reichsverfassung zu verletzen, und so ward das ursprünglich schöne Leben immer mehr eine todte Form, an der man nach Belieben rüttelte, und die endlich zusammenbrechen mußte. Wer es weiß, was nach dem Utrechter und Badener Frieden, wie schon vorher, der Reichstag war, begreift leicht, was damals ein Kreis- und Landtag seyn konnte.

Wie viel aber mit dem Untergange dieser ständischen Verfassung verloren ging, das haben wir nachher tief genug empfunden. Es dauerte im Jahr 1715 die Form noch fort, die wir nun nicht mehr haben; der Geist, und somit das wahre Leben, war schon damals

längst dahin. Wie begierig aber auch die deutschen Fürsten, die keine fremde Krone errungen hatten, die Lehren und das Beyspiel, das die Könige gegeben, sich aneigneten, das hat sich nachmals noch stärker kund gegeben.

Auch darin wird's 1815 viel besser seyn, als 1715. Denn Gott hat in der neuen Zeit unter den Deutschen die köstliche Idee der Volkseinheit und gesetzlichen Freyheit wieder erweckt, ein neues, tiefes, allgemeines Verlangen, Streben, Ringen darnach entzündet, und die Stimmen des Volks in die Ohren und Herzen der Fürsten dringen lassen. Königskronen werden nun wohl die weyland Churfürsten tragen, aber doch deutsche. Könige auf fremden Thronen werden auch herrschen im deutschen Land; aber die Einheit, die im Volk selbst wiedergeboren ist, wird doch fortleben im Volk. Und wir werden wenigstens Landstände wieder haben, die da wachen und halten über

die gesetzliche Freyheit. Das Gesetz aber, das Freyheit gibt, wird auch fördern die Einheit. Darum mögen wir uns wohl freuen, daß wir eine freye ständische Verfassung wieder gewinnen, durch deren Begründung und Feststellung allein unsere Fürsten uns wieder vergüten können, was ihre Altvodern durch ihr Trachten nach fremden Kronen dem Vaterland, unsern Vätern und uns Uebles gethan.

Die Stimmung der Reichsfürsten, ihr Verhältniß zu Kaiser und Reich und zu den eigenen Landständen, drückte sich auch in den auf den Badener Frieden, im Jahr 1715, folgenden bemerkenswerthen Reichstagsverhandlungen aus. Schon in Augsburg, wohin der Reichstag, weil in Regensburg die Pest herrschte, 1713 verlegt worden, hatte der Reichsfriede mancherley Verhandlungen veran-

laßt, die nun, da die Gesandten 1715 nach Regensburg zurückkehrten, fortgesetzt wurden. Man hatte in Abschließung des Friedens den Kaiser nicht gehindert, zumal da dieser mit einigen Reichsfürsten sich darüber berathen, und den Ständen die Genehmigung, und ihre Rechte überhaupt, ausdrücklich vorbehalten hatte; selbst durch ein Reichsgutachten war dem Kaiser die völlige Beendigung des Friedensgeschäfts für das Reich übertragen worden, und es hatten die evangelischen Stände sich nur vorbehalten, daß der den Protestanten nachtheilige, durch französische List eingeschobene vierte Artikel des Ryßwigker Friedens aufgehoben, und nichts dem Westphälischen entgegenlaufende beschlossen werde. Darauf ward der Badener Friede von den sämmtlichen katholischen Ständen zwar angenommen; die evangelischen aber protestirten gegen denselben, so weit er ihre durch den Westphälischen Frieden festgestellten Rechte beein-

trächtige. Diese Protestation aber blieb fruchtlos, und es hatte bey der unbedingten Annahme des Friedens sein Bewenden.

Neue Schwierigkeiten traten darauf bey der völligen Wiederherstellung Churbayerns, nach aufgehobener Reichsacht, ein. Die Protestation Churbraunschweigs, das seine neue Churwürde zu verlieren fürchtete, ward beseitigt, da ihm dieselbe, vielen Widerspruchs ungeachtet, bestätigt ward. Churpfalz aber konnte die Entschädigung für das, was es an Bayern zurückgab, nicht so leicht erhalten, und das Jahr 1715 verging, ohne daß irgend etwas ausgemittelt ward. Auch der Fürst von Lamberg, der willig die vom Kaiser ihm ertheilte Landgrafschaft Leuchtenburg an Bayern zurückgab, womit das auf derselben haftende Sitz- und Stimmrecht auf dem Reichstag verloren ging, forderte für seine Person und Familie dieses zurück, vom Kaiser selbst

begünstigt und unterstützt. Nach langen Verhandlungen ward der Grundsatz billig geltend gemacht, daß jene Gerechtsame an das Land*), nicht an eine Person und Familie gebunden sey, weßhalb der Fürst von Lamberg zurücktreten mußte. Die deutschen Stände aber hatten auch dabey weit mehr den Einfluß des Kaisers zu beschränken, als einen an sich wahren Grundsatz zu vertheidigen gewünscht. Denn sie dachten zunächst nur darauf, die Zahl der stimmführenden Fürsten, deren Besitzungen in Oesterreich lagen, zu beschränken, damit der Kaiser weniger durch diese wirke.

Derselbe Friede aber hätte fast einen neuen innern Krieg im Reich veranlaßt. Der Landgraf von Hessen-Cassel nämlich hielt seit dem spanischen Kriege noch die Festung Rhein-

*) Auch die Churwürde und ihr Stimmrecht haftete auf dem Lande, nie auf einer Person oder Familie — mit Recht!

fels besetzt. Nicht in dem Reichsfrieden, aber im Utrechter, war ihm diese zugestanden worden, unter dem Beding, daß er den Landgrafen von Hessen-Rheinfels dafür entschädige. Da aber diese Entschädigung nicht erfolgt, auch im Badener Frieden Hessen-Cassel im Besitz von Rheinfels keineswegs bestätigt war, so forderte nun Hessen-Rheinfels, und in dessen Namen der Kaiser, die Festung sehr nachdrücklich zurück. Da bediente sich Hessen-Cassel des Vorwandes, daß diese wichtige Feste, als eine Vormauer gegen Frankreich, durch einen mächtigen Reichsfürsten zu vertheidigen sey, und beharrte standhaft im Besitz. So ging das ganze Jahr 1715 dahin, ohne daß des Kaisers Spruch erfüllt, und Rheinfels von Cassel zurückgegeben ward, und da der Landgraf sogar mit seinem kleinen Heer seine Grenzen besetzte, mußte im folgenden Jahre dem oberrheinischen Kreise

die bewaffnete Vollziehung des kaiserlichen Gebots aufgetragen werden.

Noch fruchtloser hatte schon 1714 der Kaiser die nordischen Reichsfürsten aufgefordert, ihren Streitigkeiten mit Schweden, und damit den Kriegsleiden in Deutschland, ein Ende zu machen, und beym Reichstag eine Friedensunterhandlung zu Braunschweig vermittelt. Er mußte es geschehen lassen, daß 1715 der Krieg nur noch stärker ausbrach, und das Reich und seine Ruhe kränkte.

Auch auf andre Weise offenbarte sich der böse Geist der Widersetzlichkeit und Gesetzlosigkeit in demselben Jahr 1715.

Lange schon kränkte der Herzog von Meklenburg-Schwerin, Carl Leopold, die Rechte seiner Ritter- und Landschaft und stritt, wie sein Vorgänger, über unmäßige Steuern, die er forderte, und jene verweigerten. Immer lauter wurden die Beschwerden seiner

Unterthanen und Stände. Nicht nur ungebührliche Abgaben, sondern auch ein, seinen Kräften und Verhältnissen unangemessenes, stehendes Heer und immer sich erneuende Werbungen, besonders auch seine Jagdlust, drückten furchtbar das Land. Der Stadt Rostock hatte er, gegen ihre Freyheiten und gegen ihre wiederholten Vorstellungen, eine Besatzung aufgedrungen. Alle diese Schuld mehrte er im Jahr 1717 noch dadurch, daß er mehrere Rostocker Rathsherren, unter dem Vorgeben, der Rath habe die landesherrlichen Steuerrechte verletzt, gefangen setzen und nach Schweden bringen ließ. Damit brachen die Meklenburger Unruhen jetzt öffentlicher aus. Der Rath von Rostock und die Schwerinschen Stände wendeten nun mit ihren Klagen sich an den Reichshofrath, der sie annahm und die Hülfe des Kaisers hoffen ließ. Indeß drückte der Herzog das Land, besonders den Adel, um so mehr; be-

mächtigte sich der Güter der ihm widerwärtigen Ritterschaft und zog sogar russische Truppen ins Land, mit denen er die Stände zu bezwingen und selbst dem Kaiser und Reich sich zu widersetzen gedachte.

So ging unter großen Unruhen und schmerzlichen Leiden der Meklenburger das Jahr 1715 hin. Sie dauerten auch in den folgenden Jahren fort, und kaum ward 1719 einiger Friede hergestellt und der ungerechte Reichsfürst durch bewaffnete Reichsgewalt bezwungen. Ja zehn Jahre später war der böse Handel noch nicht göllig ausgeglichen. — So schwer hielt es, des Reichs Gesetz und Kaisers Gebot aufrecht zu erhalten, und Recht und Ordnung herzustellen.

So vielerley Irrungen im Reich, so laute Zeugnisse von Selbstsucht, Eigenmacht, Widerspänstigkeit, Willkühr, hemmten eben so sehr die Wirksamkeit des Reichstags, als der hohen

Reichsgerichte, und wie die Fürsten, als Reichsstände, selbst der Pflicht vergaßen, so lähmten sie auch den Einfluß ihrer Landstände dergestalt, daß schon zu dieser Zeit Verfassung und Freyheit des Reichs in ihren Grundfesten erschüttert waren. Aber nicht in der Verfassung und ihrem wohlbegründeten, erhabenen Geist, sondern in der überall sich regenden und mehrenden Willkühr, die das Gesetz nicht mehr strafen konnte, weil die Gesetzeswächter selbst es nicht achteten, ja vielfach höhnten, liegt die Ursache des wachsenden Verfalls. Mehr und mehr galten alle Zweige der Verfassung für veraltete Formen, wie man sie endlich laut geschmäht hat; aber geflissentlich hatte man aus derselben den belebenden Geist vertrieben und erhob sich dann um so frecher über geistlose Formen.

Es hatte der Geist der Zwietracht verheerend seine Arme ausgebreitet und seine Hände

mit dem Schwerdt der Ungerechtigkeit bewaffnet. Wo wäre eine so vollkommene Verfassung, die der Wuth jenes bösen Feindes zu widerstehen vermöchte?

Aber das herrlichste Menschenwerk muß endlich, wie alles Irdische, von seinem Geschick ereilt werden. Eine Verfassung, die in einem Jahrtausend sich entwickelte, vollendete, endlich sich wieder zerstörte, die in den Jahrhunderten ihrer Blüte so köstliche Früchte getragen, und selbst in ihrem Verfall noch große Reste alter Kraft und Wirksamkeit bewährte, sie ist eine der erhabensten Erscheinungen in der Geschichte, und in ihrer unvergänglichen Idee das theure Eigenthum eines Volkes, das selbst an dem Gedächtniß des Vergangenen sich neu belebt und erstarkt!

Es ist ein seltnes Beyspiel in der Geschichte, daß ein Volk aus dem Verfall seiner Verfassung, womit unvermeidlich des Reichs Verfall

verbunden ist, sich noch selbst, seinen Geist, seine Kraft errettet. Deutschland hat dieß Beyspiel gegeben. Das Reich verfiel und ward endlich vernichtet, aber das Volk ist nicht untergegangen mit dem Väterreich. Ja, der Vätergeist ist neu erstanden, um sein Schöpfungswerk von neuem zu beginnen, und ein neues Reich aus der Asche des alten hervorzurufen. Dieß wäre unmöglich, wenn das Volk völlig entartet gewesen, wenn aus seinem innern Lebensgeist heraus des Reichs Verfall sich bereitet hätte. Ja die Enkel rechtfertigen die Väter und versöhnen deren finstres Geschick! — Und weil ein neuer Geist auch auf deutschen Fürstenthronen Kraft gewonnen, weil die neue bessere Zeit auch dort anheben will; so bieten wir Alle im Vaterhaus uns wieder die Hände, für Einheit und Freiheit zu leben und zu sterben, und wohl eingedenk unsers Irrthums, aber nicht rechtend Einer mit dem Andern, fördern wir

gemeinsam das gemeinsame Werk! In den trübsten und schwersten Zeiten hat der Deutsche nie, selbst da er unter großen Uebeln seufzte, nie, der Liebe zu seinem eingebornen Fürsten sich entäußert, von ihm noch Gutes gehofft, selbst da Elend und Verderben schon vernichtend hereinbrach; — wie sollte er nicht, in den Tagen der Wiedergeburt, ihm mit Vertrauen und Hoffnung begegnen?

Man hat des Reiches Verfall wohl oft auch aus der kirchlichen Spaltung herzuleiten gedacht. Zwar bedarf's keiner andern Ableitung, da Grund und Ursache am Tag liegen. Aber man vergesse auch, daß mitwirkende Veranlassung und Ursache nicht Eins sind, und daß selbst jener durch diese erst Raum gegeben wird.

Die Zeit, da wir uns selbst rechtfertigen wollen durch Worte und Deutungen, sollte nun abgethan seyn. Darum sollten wir aufhören, die Reformation zu beschuldigen.

Die Zwietracht war schon geboren, da Luther sein kühnes, deutsches Werk begann; und, weil ihr Saame fortlebte, gebar sie sich immer von neuem und immer furchtbarer, und hätte sich fortgepflanzt, auch wenn sie in der kirchlichen Spaltung keine Nahrung gefunden. Die kirchliche Spaltung, als solche (der Geist der Reformation war ein viel heiligerer, und nicht zunächst auf Spaltung gerichtet!), ging selbst aus dem schon wachen Geist der Zwietracht hervor. Die Reformation aber wollte, was alle Deutsche hätten wollen müssen, — Einheit nämlich und Freyheit, die schon verloren waren, herstellen, aber eine Einheit, die aus dem Geist geboren ist, und eine Freyheit, die auf ein Gesetz sich gründet,

an dem der Mensch nicht drehen noch deuteln soll.

Die Zwietracht ergriff nur begierig die neue Waffe, welche die Kirchentrennung ihr leihen mußte. Hätte sie nicht schon in Deutschland geherrscht, so wäre keine Spaltung erfolgt, und Deutschland hätte, wie die Kirche, das große Ziel des Reformationswerks, Einheit und Freyheit, errungen.

Der gräuliche Bruderzwist, der am verderblichsten endlich im dreyßigjährigen Krieg ausbrach, — er war nur ein Kampf, den die Zwietracht gegen den deutschen Geist und sein Ringen nach Einheit und Freyheit entzündet hatte. Der Schandfleck in der deutschen Geschichte, den man den westphälischen Frieden nennt, in dem fremde List uns nur reichwuchernden Unfrieden aufdrängte, — er steht nur als vollendeter Gegensatz gegen das da, was die Reformation beabsichtigte. Der

Feind hatte Unkraut unter den Waizen gesät, und das Unkraut erstickte den Waizen.

Auch nachher hat die kirchliche Spaltung der Zwietracht theils nur beschönigenden Vorwand geliehen, theils in allem, was aus jener hervorging, nur dieselbe Zwietracht, die an ihr sich anklammerte, blicken lassen.

So erschöpften sich die katholischen und evangelischen Stände in gegenseitigen Protestationen und Vorbehalten, mit denen der Reichstag endlich so überfüllt war, daß sie fast nicht mehr beachtet wurden. Und doch war selten eine derselben ganz grundlos. Denn weil von beyden Seiten Zwietracht und Willkühr über die höhere Liebe der Einheit und Freyheit sich erhoben, fand man stets zu Klagen sattsamen Grund.

Nachdem die Spaltung und Zwietracht im Reich sich in den Kämpfen mit Frankreich so offenkundig gezeigt, bedurfte es wohl nicht der

kirchlichen Spaltung, um gegen den Badner Frieden Protestationen von Reichsständen aufzurufen. Sie gingen eigentlich so wenig aus dieser hervor, als der Frevel, den Bayern und Cölln am Reich verübt hatten. Und wenn jene Protestationen fast unbeachtet bey Seite gelegt wurden, so war das eben so sehr in der Ordnung, als die Protestationen selbst.

Bey solchen Mißverhältnissen war es freylich fast schwer, die Reichsstände zu vereinigen, wenn gegen Frankreichs Anmaßungen und den bittern Hohn, mit dem es das Reich behandelte, rasche, vereinte Hülfe Noth war. Aber schon vor der Reformation hatten sie auf ähnliche Weise den dringendsten Ansprüchen des Reichs sich entzogen. Als im Jahr 1469 die Türken das Reich bedrohten und schon in Kärnthen vordrangen, Kaiser Friedrich III. aber die Hülfe der Stände gegen solche Gefahr aufbot, ward 1470 ein Reichstag zu Nürn-

berg, dann einer zu Wien gehalten, und auf keinem ein Entschluß gefaßt, oder einige Hülfe erfunden. Im Jahr 1471, auf dem neuen Reichstag zu Regensburg, bewilligten die Stände großmüthig 10,000 Mann, gegen einen solchen Feind! Zu den Kriegskosten versprachen sie den sogenannten gemeinen Pfennig (d. i. von 3000 Thalern soviel als Ausrüstung und Unterhalt eines Reuters erforderte). Aber in demselben Jahre verwahrten sich mehrere Stände, auf einem Congreß zu Frankfurt, feyerlichst auch gegen diesen Beytrag.

Als im Jahr 1495 Kaiser Maximilian einer raschen Hülfe gegen Frankreich bedurfte und der König Karl VIII. schon in Italien vordrang, berieth man sich auf dem großen Reichstage zu Worms (der endlich doch den Landfrieden herstellte) lange, was zu leisten sey. Der Feind stand vor der Thür; und kaum vereinigten sich die Fürsten, dem Kaiser

als Reichshülfe 100,000 Gulden zu gewähren, — und dieß hieß „eine eilende Reichshülfe!"

Solcher Beyspiele stellt die Geschichte der frühern Reichstagsverhandlungen nur zu viele auf. Es genügt an diesen wenigen, als historischen Beweisen, daß lange vor der kirchlichen Spaltung im Reich Spaltung und Zwietracht herrschten und rasche entschlossene Maaßregeln gegen die Reichsfeinde hemmten und hinderten. Die kirchliche Spaltung veranlaßte innere blutige Kriege; aber viele ähnliche waren derselben schon vorangegangen, und Selbstsucht und Feindseligkeit gewannen durch dieselbe nur andere willkommene Veranlassung.

Daß die Kaiser für ihre Besitzungen außerhalb Deutschland endlose Kämpfe zu bestehen hatten, und um italiänischer und anderer Händel willen das Reich in Anspruch nahmen und Familienkriege zu Reichskriegen machten;

daß die Reichsfürsten den Kaiser, und den Herrn in Italien, Spanien u. s. w. gern und sorgsam unterschieden, und ihre Angelegenheiten von den Angelegenheiten Oesterreichs, oft verderblich, sonderten; daß sie mit dem Erben Oesterreichs, der als Reichsglied und als Kaiser eine feste Burg und Mauer war gegen auswärtige Feinde, haderten; daß sie dann, oft in den drängendsten Gefahren, den Kaiser verließen, und jeder an seinem Theil nur das nächste Eigene und den Augenblick, nicht das Ganze, und sein Heil und die Zukunft bedachte; daß alle eigenmächtige Herren seyn wollten, und so unabhängig als möglich vom Reichsgesetz: das brachte Verderben; diese Spaltung im Reich hat größeres Unheil für die Verfassung gewirkt, als die Spaltung in der Kirche!

Es ist nicht zu verkennen, und liegt in der Reichsgeschichte offenkundig da, daß die evan-

gelischen Stände fortfuhren, die protestirenden zu seyn, und bey jedem neuen Schritt, durch Vorbehalte und Berufungen auf ihre wohlerrungenen Freyheiten, sich verwahren zu müssen glaubten. Aber das wäre von selbst weggefallen, wenn ihre katholischen Mitstände die, durch heilige Verträge bestätigten, mit der neuen Reichsverfassung innigst verflochtenen Freyheiten geehrt und treu bewahrt, auf keine Weise gekränkt hätten. Wie möchte man sich's denn bergen, daß Mangel an Achtung und Liebe für Einheit und Freyheit, daß die aus allen Saamen üppig aufwuchernde Zwietracht, dieß innere Gift, ein tiefrer Grund der Mißverhältnisse ist, als die kirchliche Trennung.

Hierher gehören zwey merkwürdige Thatsachen aus dem Jahr 1715, das wir nicht aus den Augen verlieren wollen.

Am 18ten Juli 1715 ergiug durch das Reich ein würdiges kaiserliches Edict, das von

neuem beyden Kirchenpartheien in allen Staats- und Kirchenangelegenheiten alles gegenseitige Schmähen, Schelten, Schimpfen und Lästern sehr nachdrücklich verbot. — Die neuesten Vorfälle hatten dieß Kaiserwort dringend nothwendig gemacht. Alle Bessern freuten sich darüber. Aber es war kaum ein Monat seit der Bekanntmachung desselben verflossen, als ein Heidelberger Professor, der Jesuit Usleber, als wollte er absichtlich den Kaiser, das Reich und ihr Gesetz verhöhnen, eine gedruckte Abhandlung öffentlich vertheidigte, in der die protestantische, besonders die reformirte Kirche, nicht bloß, was verzeihlich gewesen wäre, wissenschaftlich angegriffen, sondern ihre ganze Verfassung bitter geschmäht, ja sie selbst auf alle Weise verketzert, geschmäht und verunglimpft, und ganz unverhohlen auf ihre Unterdrückung und Verfolgung angetragen war.

Was war natürlicher, als daß die evangelische Standschaft gegen ein so völlig gesetzloses und wüthendes Ereigniß bey dem Churfürsten von der Pfalz bittre Beschwerden führte; und was war strafbarer, als daß auf einer deutschen Universität zu solchen Beschwerden solche Veranlassung gegeben ward?

Und ganz abgesehen von dem kirchlichen Verhältniß, und was der Jesuit in dieser Hinsicht verschuldete; welch böser Geist mußte herrschen im Reich, wenn der Unterthan eines Reichsfürsten so gegen Kaiser und Reich zu freveln und des Gesetzes zu spotten wagen durfte! Und wer möchte solche Gesetzlosigkeit in der Kirchentrennung einzig gegründet finden?

War es ein Wunder, wenn, unter solchen Verhältnissen, die evangelischen Stände nicht müde werden konnten zu protestiren? Dieß griff freylich oft tief in das Leben des Reiches selbst ein, obwohl es zu Zeiten von scheinbar gering-

fügigen Dingen ausging. So war im Jahr 1713 in Wetzlar ein evangelischer Geistlicher, Hellmund, abgesetzt worden, weil er in seinem Hause stille, fromme Zusammenkünfte, nach Art der Spenerschen, gehalten hatte. Hellmund wendete sich an das Reichskammergericht, daß es seine Sache entscheide. Sogleich bestritten die Evangelischen das Recht des Reichskammergerichts, eine Klage in evangelischen Kirchenangelegenheiten annehmen zu dürfen, und verweigerten diesem Reichsgerichte jede Gerichtsbarkeit in solchen Sachen.

Im Februar 1715 nahm die ganze evangelische Standschaft diesen Grundsatz als einmüthigen Schluß an, und entzog somit dem Reichskammergericht einen nicht unwichtigen Theil seiner Gerechtsame. Aber auf wie viele andere Weise hatte sich schon kund gegeben, daß das alte Vertrauen gegen das Kammergericht nicht mehr bestand, und daß die Stände sich den

Entscheidungen desselben auf jede mögliche Weise, wenn es ihnen vortheilhaft schien, zu entziehen suchten! Es bedurfte auch hier der kirchlichen Spaltung nicht, um den gemeinen Geist der Zwietracht und Gesetzlosigkeit auch an dem sonst so ehrwürdigen Kammergericht, das selbst von der Schuld der Zeit nicht frey geblieben, zu bethätigen.

Unabhängig von den kirchlichen Verhältnissen hatten sich, seit der Gründung des Reichs-Kammergerichts (seit 1495), die Recurse (oder Appellationen) von demselben an den Reichstag unermeßlich gemehrt, und in den unbedeutendsten Fällen hatten die Reichsstände selbst zu solchen Recursen ihre Zuflucht genommen.

Der Kaiser sah sich deßhalb endlich genöthigt, am 14ten August 1715, eine kräftige Erklärung über die Recurse an den Reichstag rgehen zu lassen, in der besonders auch den

evangelischen Ständen starke Vorwürfe gemacht waren. Aber weil diese keineswegs durchaus gerecht waren, glaubten sie sich eben so dringend veranlaßt, sie von sich abzulehnen, und in einhelliger Protestation gegen jede Gefährde sich zu verwahren.

Wenn aber irgend die kirchliche Spaltung den Verfall des Reichs mit befördert hat, was im Allgemeinen nicht zu läugnen, und in unzähligen Fällen offenbar ist; so war sie doch eben so wenig an sich des Verfalles Ursache, als der unbefangene Geschichtsforscher behaupten wird, daß alles Unheil von der Reformation ausgegangen ist, oder daß sie in sich selbst einen gewaltsamen, allem Verein widerstrebenden Charakter gehegt habe. Denn wie sie selbst nur eine neue und wahrhafte Vereinigung, eine geistige und fromme, nach deutscher Art, herzustellen bemüht war, und selber den Geist der Zwietracht beschwören wollte, den die Hierarchie,

in ungöttlichem Streben, genährt hatte; so unterlag sie selber nur dem finstern Geist, den sie bekämpfte, und, obwohl ihr hoher und göttlicher Sinn sie gegen gänzliche Unterjochung verwahrte, konnte sie sich doch nicht völlig der Einwirkung jenes Geistes entwinden. Endlich schien im Kampf der vielbewegten Kräfte nur durch eine vollständige Trennung der feindseligen Elemente eine endliche, späte Vereinigung möglich. Wunden, die unheilbar scheinen, heilt oft nur ein entschlossener und kräftiger Schnitt!

Als aber die Spaltung entschieden war, hat am wenigsten die getrennte evangelische Kirche die Staatsverhältnisse verletzt, wie selbst die Gegner Luthers bekennen müssen, daß er in Hinsicht des Staats die Schranken der Mäßigung und des Gesetzes nie übertreten hat. Der Geist der Freyheit ist wesentlich in Gesetzmäßigkeit; erst seine Entartung führt zur Willkühr und Gesetzlosigkeit. Die Reformation hatte

die Rechte der Fürsten geehrt, verfochten und beschützt; — wer will sie beschuldigen, wenn nachmals diese Rechte gemißbraucht wurden; wer den Geist verdammen, der Freyheit gibt, wenn diese in Willkühr entartet? So verurtheile man sie, daß sie Vertrauen gehegt zu den Menschen, und mit deutscher Liebe den Völkern und den Fürsten eine Freyheit errungen, durch welche diese sich zu jener Unbeschränktheit, für die uns Frankreich das giftigsüße Wort Souverainität geliehen, leicht verlocken ließen; jene, mit treuer, zuversichtlicher Liebe, den Fürsten anzuhangen bewogen wurden, von denen, als Wächtern des Gesetzes, sie Freyheit hofften!

Kehren wir zum Jahr 1715 zurück. Die Namen der bedeutendsten deutschen Reichsfürsten, die in diesem Jahre herrschten, mögen

noch hier stehen. Vor allen leuchtet der Kaiser Karl VI., seit 1711, hervor. Neun Churfürsten verwalten die Erzämter des Reichs.

Mainz (Erzkanzler durch Germanien) Lothar Franz (aus der freyherrlichen Familie von Schönborn), seit 1695.

Trier (Erzkanzler durch Gallien und Arelat) Karl Joseph (aus dem Hause Lotharingen), seit 1711. Er starb am 4ten December 1715. Im nächsten Jahre folgte ihm der Pfalzgraf Franz Ludwig.

Cölln (Erzkanzler durch Italien) Joseph Clemens (Prinz von Bayern), seit 1688. Er trat in diesem Jahre in das Churfürsten-Collegium, nach aufgehobener Acht, wieder ein.

Sachsen (Erzmarschall) Friedrich August, seit 1694. Nach seinem 1697 erfolgten Uebertritt zur römischen Kirche hatte er seinen evangelischen Unterthanen eine Re-

ligionsversicherung, als feyerliche Anerkennung ihrer Rechte, ertheilt, und führte, nicht ohne Widerspruch, durch seinen Gesandten beym Reichstag das Directorium des corpus evangelicum noch fort. Auch sein Churprinz war schon seit 1712 auf seiner Reise in Italien, obwohl heimlich, von der evangelischen Gemeinde abgetreten.

Pfalz (Erzschatzmeister) Johann Wilhelm, seit 1690. Kinderlos.

Brandenburg (Erzkämmerer) Friedrich Wilhelm I., seit 1713. Die künftige Gemahlin des nachfolgenden Königs Friedrichs II., Elisabeth Christina von Braunschweig-Wolfenbüttel, ward am 8ten December 1715 geboren.

Bayern (Erbtruchseß) Maximilian Maria Emanuel, seit 1690.

Böhmen (Erzschenk), der Erzherzog von Oesterreich und Kaiser.

Braunschweig (als Erzschatzmeister, bis eine andere Erzwürde sich fände, was nie erfolgte) Georg I., im Churcollegio seit 1708. Im Badner Frieden in der neunten Chur bestätigt — s. oben.

Von andern Reichsfürsten nennen wir nur einige, besonders die, deren verschiedene Familienzweige zu erwähnen sind.

Markgraf von Baden-Baden, Bernhard Ludwig, seit 1707.

— — — Baden-Durlach, Karl Wilhelm, seit 1709.

Landgraf von Hessen-Cassel, Karl (Sohn Wilhelms VI.), seit 1670. Sein Erbprinz ward nach Karls XII. Tod (1718) König von Schweden.

— — — Hessen-Darmstadt, August Ernst Ludwig, seit 1678.

Landgraf von Hessen-Homburg, Friedrich Jacob, seit 1708.

— — — Hessen-Rheinfels-Rothenburg, Wilhelm, und

— — — Hessen-Rheinfels-Rheinfels, Wilhelm, seit 1711.

Herzog von Würtemberg-Stuttgard, Leopold Eberhard, seit 1677. (Die Seitenlinien starben aus, Bernstadt 1745 und Oels, dem jenes anheim gefallen war, 1761. Mömpelgard, 1723 fiel, zufolge des im Jahr 1715 geschlossenen Erbvertrags, nachdem die darüber entstandenen Streitigkeiten beseitigt waren, an Stuttgard; und Neuburg 1742. Seit 1761 war dann das ganze Herzogthum, wie es Herzog Friedrich seit 1593 besaß (dessen Söhne seit 1608 die neuern Linien gebildet hatten), im Hause Stuttgard vereint.

Von dem edlen, alten Hause Sachsen bestand noch aus der Albertinischen Linie, neben Chursachsen:

Sachsen-Zeitz. Herzog Moriz Wilhelm, seit 1681, der zur römischen Kirche übertrat 1717, aber zur evangelischen zurücktrat 1718. Da er in demselben Jahre kinderlos starb, fiel sein Erbe an Chursachsen.

Sachsen-Merseburg. Herzog Heinrich starb 1738, worauf seine Erblande auch dem Churhause anheim fielen.

Sachsen-Weißenfels. Christian, seit 1712. Mit seinem Bruder, der ihm folgte, endete auch diese Linie 1746, warauf alle Lande der Albertinischen Linie im Churhaus vereint waren.

Die Ernestinische Linie.

Sachsen-Weimar (seit 1691 mit der Jenaischen Erbportion) Ernst August.

Sachsen-Eisenach, Johann Wilhelm, seit 1698. Nach dem Tod seines Nachfolgers Wilhelm Heinrichs fiel 1741 Eisenach an Ernst August von Weimar.

Sachsen-Gotha, seit 1672 im Besitz des größern Theiles von Altenburg, Friedrich II., Enkel Ernsts des Frommen, seit 1691 bis 1732.

Sachsen-Coburg. Nach Herzog Albrechts Tode, 1699, hatte sein Bruder Bernhard von Meiningen (beyde waren Söhne Ernsts des Frommen) sein Erbe in Besitz genommen. Da aber auch die Herzoglichen Brüder zu Saalfeld und Hildburghausen darauf Anspruch machten, so ward diese Erbangelegenheit beym Reichshofrath anhängig, von dem, nach mehr als 200 erfolgten Schlüssen, endlich erst 1735 die letzte Entscheidung folgte. Bis dahin blieb Meiningen im Besitz des

größern Theils, erhielt nun aber nur ein Drittel und Saalfeld zwey Drittel, die Stadt Coburg einbegriffen.

Sachsen-Saalfeld, Johann Ernst (Sohn Ernsts des Frommen), bis 1729, worauf seine beyden Söhne gemeinschaftlich regierten, Christian Ernst in Saalfeld, und Franz Josias in Coburg. Da jener 1745 kinderlos starb, fiel diesem auch Saalfeld wieder zu, und er führte nun die neue Linie Coburg-Saalfeld fort.

Sachsen-Meiningen, Ernst Ludwig, seit 1706 bis 1724, wo er starb, gemeinschaftlich mit seinen Brüdern, Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich.

Sachsen-Hildburghausen. Ernst (Sohn Ernst des Frommen), seit 1680, wo er diese Linie begann. Er starb am 17ten October 1715. Ihm folgte sein Sohn

Ernst Friedrich, dessen Bruder Joseph später zur römischen Kirche übertrat und nachher Anführer der Reichsarmee (im siebenjährigen Kriege) ward.

Die beyden Seitenlinien, Eisenberg und Römhild, von den Söhnen Ernsts des Frommen 1680 begonnen, jene von Christian, diese von Heinrich, endeten 1707, wo Eisenberg an Gotha, und 1710, wo von Römhild ein Drittel an Coburg-Saalfeld und zwey Drittel an Meiningen fielen.

Deutschland, unter so viele Fürstenhäuser getheilt, durfte zu allen Zeiten sich rühmen, einige ausgezeichnete Herrscher zu haben, und nie konnte ein einzelner Gewalthaber die Freyheit des Ganzen unterdrücken. Nur zu Zeiten litten einzelne Provinzen unter despotischer Macht,

und die Zahl der bessern Fürsten, die reichs- und landständische Verfassung, so wie die Reichsgerichte, hielten nicht nur jener das Gleichgewicht, sondern gewährten auch der hier oder da gekränkten Freyheit eine Zuflucht. Drum regte sich der freyere Sinn selbst unter großen Uebeln der Zeit, und nie unterlag die gesammte deutsche Nation sklavisch der Herrschsucht. Es ist ein Irrthum, den die Geschichte sattsam widerlegt, daß die Vielheit der Herren größern Raum gegeben habe dem Despotismus. Deutschland hat denselben nie so allgemein empfunden, wie die größern Alleinherrschaften, und die Aeußerungen der Willkühr waren auch in den einzelnen Reichstheilen nur so vorübergehend, daß nichts Edles und Großes je völlig unterdrückt werden konnte, vielmehr stets reiche Nahrung fand. Daraus ist es auch erklärlich, wie unser Volk, selbst unter den ungeheuersten Leiden, noch so viel Herrliches leisten konnte, und

aus so furchtbaren Stürmen, die bey einer andern Verfassung uns verschlungen hätten, zwar nicht ohne Verlust, und Wunden und Schmerzen, doch in seinem innern Leben ungestört, und selbst in der Ermattung noch kräftig hervorgehen konnte.

Auch der Wohlstand des Volks konnte, weil Vieler Sorge wach war, ihn in einzelnen Reichstheilen zu erhalten und zu sichern, wiederherzustellen und neu zu begründen, nie völlig verfallen. Länder verarmen nicht bloß im Krieg, sondern auch im Frieden. Deutschland konnte nie ganz arm werden im Frieden, weil, wenn einzelne Fürsten, aus Neigung oder um verführerischer Plane willen, ihr Theil vergeudeten und der Unterthanen Habe verschwendeten, stets die Mehrzahl durch weiseren Haushalt und heilsame Veranstaltungen die reichen Hülfsquellen des Ganzen ergiebig erhielt, und gegen allgemeine Verarmung das Reich sicherte.

Es konnte nie völlig verarmen in den langen, verwüstenden Kriegen im Herzen des Landes selbst, und bey allen Kämpfen Europa's, in die es stets mit hineingezogen ward, wodurch in jedem anderen Staate allgemeiner Verfall des Wohlstandes unvermeidlich herbeygeführt worden wäre. Denn auf tausend Wunden legten stets viele Fürsten die heilende Hand, und wir sahen einzelne Provinzen, die auf Jahrhunderte verwüstet und kaum errettbar schienen, in wenigen Jahrzehenden sich wieder in erneutem Wohlstand bewegen. Die Vielheit der Herrschaften war es, die, nach hergestellter Ruhe, immer wieder, oft unerwartet schnell, einen regen, frischen Verkehr im Ganzen herstellte, weil das neue Aufblühen der Reichsgauen, die weiser Fürsten sich freuten, auch die nachbarlichen schlafenden und gebeugten erweckten, erhoben und mit fortzogen. So konnte Deutschland die ungemessensten Lasten tra-

gen, ohne daß jemals das Reich zu jenen gewaltsamen Finanzoperationen (für die wir selbst kein deutsches Wort erfanden), wie sie in andern Reichen erfolgten, sich bewegen ließ. So hat das deutsche Reich auch nie jenes schändliche, Wohlstand, Treue und Glauben vernichtende, Staatsungeheuer, das man Nationalbanquerott nennt, in seinen Gränzen gesehen, und selbst bey seinen Feinden, nach den unmäßigsten Anstrengungen und Opfern, Vertrauen gefunden, dergestalt, daß der von den Vätern ererbte Ruhm der Redlichkeit und Treue nie ganz verloren ward. Auch hier wirkte die landständische Verfassung günstig mit, die Hülfe schaffte in den größten Nöthen, die dem völligen Ruin eines Landes, selbst unter unweisern Fürsten, steuerte und wehrte, die dem Lande ein Vertrauen erhielt, das man dem Fürsten nicht gewährt hätte, und zumal im Einklang mit den fürstlichen Maaßregeln,

bald wiederaufhalf, ehe Alles verloren war. So wurden im Reich zwar deutsche Schulden gemacht, aber sie verführten nie zu einem französischen Falliment. Auch hier hat sichs gezeigt, wie viel wir mit unsrer alten Verfassung entbehren müssen, da die neueste Zeit, die freylich das Härteste gelitten hat, ungeachtet aller neuen Hülfsquellen, viel schwerer Hülfe findet, weil schwerer Vertrauen, während die Schuldenlast unglaublich sich gemehrt hat. Im Jahr 1715, dem lange schwere Zeiten vorangingen, am meisten in Deutschland, war die Nationalschuld doch sehr mäßig und wenigstens ablösbar, während Frankreich und selbst England schon einen nicht kleinen Theil der Staatseinkünfte zur Verzinsung der Kronschulden anwenden mußten, und so den Krebsschaden nährten, der in England eine zwar nicht gleich tödtliche, aber doch immer eine offne Wunde blieb, in Frankreich aber end-

lich die Seuche der Revolution entzündete, in der Credit und Volksehre eben so leichtsinnig weggeworfen wurden, wie sie Bürgerblut in Strömen vergoß. Ist Volksehre nicht ein leerer Name, so sind die Tausende von uneingelös'ten, werthlosen Assignaten, wenigstens nach dem Urtheile eines rechtlichen Volks, eben so viele Schandzettel und eben so viele Makel, die an dem weiland ehrlichen Namen eines Staates haften.

Vor so gräulicher Schmach ist unser Volk durch seine Redlichkeit, seine Verfassung und seine getheilte Herrschaft bewahrt worden, und auch aus dem Schiffbruch der letzten Zeiten, in dem, gelobt sey Gott! wenigstens unsere Rechtlichkeit, Treue und Ehre nicht unterging, werden unsere Fürsten uns sichrer retten, als wenn auch Deutschland Eine Monarchie wurde.

Was die deutschen Fürsten ihrem Volke waren, das hat sich auch in der Treue gegen

dieselben, in der innigen Anhänglichkeit bewährt, die auch in finstern Zeiten ihren Glanz nicht verlor. Kaum ist irgendwo ein so schönes Verhältniß zwischen den Unterthanen und dem Fürsten, wie in Deutschland zu finden. Er wandelt hier, wie nirgend sonst, als der Vater unter seinen Kindern, und findet zugleich die Ehrfurcht vor seinem geheiligten Thron, die nicht sklavische Furcht, die Liebe, die von den Vätern auf Kinder und Enkel forterbt, und die selbst durch ungünstige Maaßregeln nicht so leicht aufgelös't wird. In Ehrfurcht und Liebe aber gründet sich das Vertrauen, die Wurzel alles Guten, und der Gehorsam gegen das Gesetz, die Krone aller Bürgertugend. Daß unsre Fürsten uns näher stehen, das bindet fester sie an uns und uns an sie; sie verlieren dadurch nichts von Hoheit und Würde, gewinnen aber an Einfluß. Darum ist den Deutschen bis auf die letzten Zeiten der Ruhm

geblieben, daß sie leichter große Opfer und eigenen Nachtheil verschmerzen, als den Verlust ihres Fürsten, und es ist recht und löblich, daß sie dagegen am meisten sich sträuben. Nur eine kalte Entwöhnung von alten Tugenden und achtbaren Vorstellungen, nur die treulose Meinung aus den letzten Jahrzehenden, da die Herrschaften wie feil waren und Machtgebote mit den Kronen spielten, Langvereintes trennten und Getrenntes zusammenwarfen, Fürsten, wie Statthalter, bald hier bald dahin stießen, und die fluchwürdigste Seelenverkäuferey trieben; nur die Gewöhnung an solchen Frevel, oder Schwärmerey für einseitige Ansichten, kann irgend eine deutsche Provinz überreden wollen, recht freudig einen neuen Herrscher zu begrüßen und dem alten den Rücken zuzukehren. Selbst wenn eine höhere Nothwendigkeit und das wirkliche, nicht erträumte Wohl des Ganzen ein solches Opfer erheischte, sollte man ehren die deutsche Treue,

die des entrissenen Vaters nicht uneingedenk seyn will. Halten wir doch die für schlechte Söhne, die den Vater Preis geben, selbst wenn er alt und schwach geworden und viel irret.

Was denn auch die neue Staatsweisheit lehre, so bleibt es doch gewißlich wahr, die getheilte Herrschaft entspricht (wie die Geschichte seit den frühesten Zeiten bestätigt) deutscher Art und ist ein Vorzug des Vaterlands. Mehr als Viele glauben mögen, die für die Einheit sprechen, drückt sich in ihrem Eifern noch die aus der Franzosenzeit herstammende Beschränktheit aus, die da meint, die Einheit sey, wo große Massen sind. Welche Einheit man auf diese Weise gewönne, würde sich bald, und noch nach Jahrhunderten verderblich kund geben, wenn der Himmel es zuließe, daß man aus Deutschland drey oder vier, oder weniger große Massen machte, die alle unsere kleinen Staaten verschlängen und die Fürsten stürz-

ten. Daß in Spanien, Frankreich und anderwärts eine Alleinherrschaft die andre fraß und endlich alle Volksstämme verschmolzen wurden zu Einem äußern Ganzen, das mag man wenigstens nicht als nachahmungswerthes Beyspiel aufstellen; auf keinen Fall läßt sich beweisen, daß jene Völker dadurch glücklicher geworden, als Deutschland Jahrhunderte hindurch war.

Fördert die Einheit, aber solche, die aus dem Geist, und aus dem Gesetz und im volksthümlichen Sinne ist, die wahre, die am wenigsten durch bloßes Zusammenflicken gedeiht. Daß dieser höhern Einheit Deutschland wohl fähig, ja daß sie da ist, so gewiß, wie eine unsichtbare Kirche, und daß sie wohl bestehen mag auch unter vielen Fürsten, das hat auch die letzte Zeit offenbart, da alle vereint niederschlugen den gemeinsamen Feind.

Dabey soll nicht verkannt werden, daß die getheilte Herrschaft in Deutschland, in Be-

ziehung auf die Verhältnisse zu den Nachbarstaaten, die Einem Herren dienen, mancherley Nachtheile habe. Wir wollen nicht jene erwähnen, die aus Verrätherey entstehen, wenn einige sich losreißen von dem Ganzen und sich an den Feind verkaufen, um Sicherheit und Vortheil zu gewinnen. Wir müssen den Glauben erlangt haben, daß dieß künftig minder zu fürchten ist, und der Volksgeist und eine weise Verfassung kann solchem Unheil immer mehr wehren. Verräthereyen sind ja auch in großen Monarchieen nicht unerhört. Aber das ist unläugbar, daß, bey andrängenden Gefahren von außen, unter der getheilhaften Herrschaft, die Gesammtkraft des Volkes sich nicht so leicht und nicht so schnell aufrafft, um vereinigt den Feind abzuweisen von dem unverletzlichen Gebiet und die Gränzländer zu schützen. Aber auch dieses Uebel hebt eine wohlgeordnete Verfassung auf, deren Deutschland wohl fähig,

die aber freylich nicht das Werk einiger Monden ist. Arbeite man nur, unter Einem Gesetz alle Glieder des Ganzen zu verbinden; erhebe man nur jedes, mehr oder minder mächtige Glied selbst zum Wächter des Gesetzes; erwecke man nur in dem Ganzen eine lebendige Seele, die, wie im gesunden Organismus, alle Theile bewegt; wolle man nur nicht bloß äußere Veranstaltungen treffen, und hier und da eine Schutzwehr errichten; gründe man die unüberwindliche Feste tief im Herzen des Volks, und reiche man dann ein Schwerdt seinem starken Arm: so sind wir so sicher gegen äußere Feinde, als irgend eine Alleinherrschaft, ja sichrer, weil nicht Knechte, sondern die freyen Söhne des Hauses, das Haus beschützen. Es ist ein Elend und ein rechter Jammer, eine Kleinmüthigkeit, die freylich in den vorigen Zeiten ihren Grund hat, daß die Eine Sorge, der geschlagene grimmige Löwe, der freylich umhergeht und suchet,

welchen er verschlinge, möchte wieder ausbrechen auf Raub, alle höhern verschlingen soll. Erinnert das Volk, wie er unsre Kinder gefressen, unsre Vatererde besudelt und unsere Altäre geschändet hat, und laßt nicht untergehen das Gedächtniß alles Hohns, Frevels und Elends, das wir erlebt haben; und ermahnt, daß die Waffen, die einmal uns errettet und gesichert haben gegen List und Gewalt, nicht rosten und stumpf werden; zeigt aber selbst Muth, Hoffnung und Vertrauen, und freudige Zuversicht, und rottet das Böse mehr und mehr aus, das uns in Banden geschlagen: dann wird Liebe und Kraft mehr Wunder thun, als die Franzosenfurcht, die denn doch immer nicht ohne ein Gefühl von Schwäche und Mangel ist. Wird dann Ein Glied verletzt, so werden es alle mitempfinden, und darum alle den Verwegenen, der den heiligen Bund verletzte, strafen. Nie aber wird man unser Volk über-

reden, daß es sichrer und glücklicher sey, wenn es drey oder vier Herren nur statt der vielen hat, denen es gern unterthan ist. Aber strenge, unbeugsame Gerechtigkeit ist Noth, in allen Gliedern das Gesetz heilig zu halten, und unverletzbar die Verfassung, die sich allmählig, ohne Gewaltthat, bereitet.

Im Innern ist die Herrschaft Vieler gewiß gedeihlicher als Alleinherrschaft. Und ist's dann nur im Innern wohlbestellt, und da ein freyes, reges Leben, so wird dieß auch nach Außen, auch in den Tagen der Gefahr, sich bewähren. Das mag wohl keiner läugnen, daß das höchste Gut im Staate Freyheit ist, und Gedanken- und Schreibfreyheit ein wesentlicher Theil. Wo aber hat der Gedanke und das Wort sich je freyer bewegt, als in Deutschland unter so getheilter Herrschaft? Jeder hohe, kräftige Gedanke, jedes bedeutende, belebende Wort fand hier Schutz; gehemmt und unterdrückt von Ei-

nem Gewaltigen, in Einem größern oder kleinern Staat, fand es stets Zuflucht und Sicherheit in dem andern, und blieb so ein unverletzliches Volkseigenthum. Schwerlich möchte den Sprechern der Zeit ihre freye Rede frommen in einer Monarchie (England ausgenommen, das keine Monarchie im Geist der übrigen ist), Deutschland aber giebt ihnen Gehör, und die Zahl der Fürsten, die den Gedanken und das Wort nicht hindern, ist größer, als die Zahl derer, die sie hemmen und unterdrücken wollen. Was schmäht man denn eine Verfassung, eine Vielherrschaft, die solche Freyheit läßt?

Eins aber dürfte man mit Recht einwenden. Nämlich: Viel Fürsten, viel Höfe! viel Höfe, viel Hofleute! Viel Hofleute, viel Uebel! — Dieß Eine ist schwer abzuweisen und die neueste Zeit hat's bestätiget, daß viele Hofstädte mit ihren nächsten Umgebungen hinter der Zeit und

ihren Ansprüchen zurückgeblieben sind. Das macht, man war gewöhnt worden, auf den Wink des Abgotts in Paris Alles zu setzen, über Alles ihm zu gefallen und seinen Zorn zu vermeiden, und konnte sich schwer darein finden, daß der gestürzt sey, der Alle zu stürzen in seiner Gewalt zu haben schien. Aber endlich hat man doch daran glauben müssen, daß er wirklich gefallen sey, der Riese mit seinen hundert Armen, und giebt endlich den abscheulichen vieljährigen Wahn auf und lernt begreifen, daß ein Volk, welches so Großes vermochte, doch Etwas sey, wenigstens gewaltig.

Die Höfe aber und die Hofleute brachten viel Uebels, wo französische Sitte über Alles herrschte, und französische Sittenlosigkeit, die mit jener Sitte verwachsen ist. In Deutschland sind manche Höfe davon fast frey geblieben und der Saame des Verderbens wird immer mehr zertreten. So ist ja Hoffnung auch

hier vorhanden! Durch Alleinherrschaft wären auch hier die nachbleibenden Uebel gewiß nicht vernichtet. Auch haben unsre vielen Höfe die Sittlichkeit und Gemüthskraft nicht so untergraben, wie in Monarchieen es geschehen ist. Und auch ein Adel ist noch in Deutschland zu finden, der im Feld und in der Regierung treu dem Vaterlande dient, und auch an den Hoflagern der Fürsten adliche Sitte erhält. Wenige deutsche Fürsten ehren angeerbte Rechte über erworbenes Verdienst, und die vielen größern und kleinern Höfe bereiten der freyern Bewegung redlicher Kraft eine größere Laufbahn.

Wir haben gelernt, des Volkes Stimme nicht zu verschmähen. Sie aber ruft laut: Laßt uns, unter unsern landesgebornen Fürsten, als kleine, aber nicht unbedeutende Glieder Einer großen uns heiligen Gemeinschaft, fortan ehrlich und treu dem Vaterlande leben, dessen Bild

wir in unserm kleinen vaterländischen Staat erblicken, und nur wenn ein anerkannter, wahrhafter Gewinn dem Ganzen daraus erwüchse, laßt einen Fürsten still zurücktreten. Wir aber werden auch in unserm entferntesten Erbe gewiß den Ruf des Vaterlandes in jeder Zeit schnell vernehmen und schnell ihm folgen, und unter unsern Fürsten oder ihren Stellvertretern freudig für das gemeinsame Erbe streiten, willig uns selbst zum Opfer bringen!

Dieser Sinn wird sich auch im Jahr 1815 verkünden, ob es uns auch, so Gott will! nicht zu den Waffen ruft. Aber man lebt für die Gemeinschaft nicht bloß im Kampf nach außen und dient ihm nicht bloß mit dem Schwerdt. Auch im Innern ist noch viel Feindseliges zu bestreiten und viel Böses auszureuten. Bey uns selber heben wir an, auf daß wir nicht in uns hegen, was wir am Ganzen verdammen, und im Gericht über Andre uns ver-

gessen. Kraft und Wille sind viel aufgeregt; seyen sie auch gerichtet auf das Rechte und Wahre! Uns hat der Herr errettet! Darum rühme und preise Ihn das Volk und sey treu gegen Gott, wie gegen alles Heilige und Werthe!

Dann nur wird es jetzt im Vaterlande viel besser seyn, als es 1715 gewesen ist!

Wir wenden ungern die Augen vom Vaterland hinweg. Doch vergißt man desselben nicht, wenn man über seine Gränzen hinausschaut, und man bestellt auch besser das eigne Haus, wenn man der Freunde und Feinde gedenkt, die draußen stehen, wie man richtiger das Eigne würdigt, wenn man das Fremde kennt. Es wäre vieles besser geworden, hätten unsre Väter 1715 den Fremden tiefer ins Herz gesehen, zumal den ungetreuen Nachbarn, die

ihre Gedanken und Gesinnungen schon offenbart hatten auf mancherley Weise, und bey Tag und Nacht unsre Pforten umschlichen und abpflügten von unsern Rainen in guter Hoffnung, deutsche ehrliche Gutmüthigkeit werde der Arglist nicht gewahren, noch gedenken.

Schauen wir denn auf Frankreich hin, wie es war im Jahr 1715.

Frankreich hatte nun in Utrecht, Rastadt und Baden auch wieder Frieden gewonnen, soweit nämlich Frieden haben nichts heißt, als nicht im offenen Kampfe stehen und ein wenig ausruhen. Es schien auch von alter Art ein wenig gelassen zu haben; denn in den letzten Friedensschlüssen ließ es sich nachgebender finden, als zuvor. Alter Raub war ihm freylich geblieben, und unsre Väter überzeugten sich auch 1715 mit Schmerz, daß die verlornen Kinder des Landes nicht wiedergekehrt und das schöne Straßburg, das altherrliche Elsaß

und so viele Festen, durch welche die deutsche Vorzeit die eigenen Gränzen gesichert, in des Erbfeindes Gewalt geblieben waren.

Noch herrschte, obwohl nicht mehr so gewaltig, doch noch gefürchtet, Ludwig XIV. Der so viele Kriege, unersättlich, entzündet, dessen Regierung durch sechs große Friedensschlüsse, zu Münster-Osnabrück (1648), da seine Herrschaft begann, zu Aachen (1668), zu Nimwegen (1678 und 1679), zu Ryßwyk (1697), zu Utrecht (1713) und zu Rastadt und Baden (1714), ungerechnet den Pyrenäischen (1659), zu Breda (1667) und kleinerer Verträge, ausgezeichnet war; er wollte, lebensmüde, wenigstens in Frieden enden.

In seiner Familie hatte der Tod so wenig, wie er selbst auf unzähligen Schlachtfeldern, Schonung bewiesen, und seine letzten Lebensjahre waren durch viele Verluste getrübt. Im

Jahr 1711 war sein Sohn, 1712 sein Enkel und Urenkel, 1714 sein dritter Enkel gestorben, und da der zweyte, für den er die spanische Krone erstritten, auf die Erbfolge in Frankreich hatte verzichten müssen; so sollte er sein zerrüttetes Reich der künftigen Herrschaft eines noch übrigen Urenkels überlassen, der noch ein Kind war. So sorgfältig er auch die Verwaltung, wie sie nach seinem Tod eintreten sollte, zu ordnen und zu bestimmen suchte, so schreckte ihn doch der in immer größerer Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit sich aufdringende Gedanke, und peinigte ihn die Furcht, daß das große Gebäude, an dem er sein Leben verschwendet, schon jetzt erschüttert, nach seinem Tod in Trümmern fallen möchte.

Sich und Andern zur Qual lebte dieser gefürchtete Herrscher noch in das Jahr 1715 hinüber, um länger noch, als warnendes Zeichen für alle künftigen Zeiten, den Verfall fal-

scher menschlicher Größe und seines verwegenen Werks mit eigenen Augen zu schauen. Alle seine vielgefeyerten Triumphe schienen jetzt, da ihr eitler Glanz verschwunden war, nicht Eine bleibende Frucht ihm zu sichern, und vermochten nicht, die innere Angst zu betäuben. Sein Geist hatte die frühere Kraft und Stärke verloren; aber sein unruhiges Gemüth, sein friedloses, zagendes Gewissen peinigte ihn desto stärker. Bittrer Unmuth und verzehrende Sorge war die Frucht seiner Arbeit und Mühe; Furcht der Gewinn seiner kühnen Hoffnungen und gewaltigen Plane, und Leben und Tod hatten gleiche Schrecknisse für ihn. Denn selbst die versöhnende und friedebringende Kraft der Religion und des Glaubens wollte an ihm, wie er darnach auch verlangte, sich nicht bewähren. Seine Gebete, die aus brennendem Herzen sich loswanden, wurden auf seinen Lippen zu Eis. Furchtbar kam seine Ungerechtigkeit über sein

graues Haupt, und die sündige Lust, die er in aller Fülle genossen, war zur innern Flamme geworden, die nicht erlischt, zum Wurm, der nicht erstirbt. Und blickte er aus sich hinaus auf sein Reich, so sah er dasselbe im Innern erschöpft, nach außen ohne Sicherheit; sein rechtmäßiges Erbe war verschuldet und das unrechte Gut, das er an sich gerissen, ohne Segen. Oft mußte er sich überzeugen, daß seine schwache Hand den Zügel nicht mehr, wie vordem, zu führen vermochte, und doch zittere er bey der Gewißheit, daß er denselben bald andern Händen überlassen müsse, die leicht ihn verlieren konnten. Verloren schien sein langes irdisches Leben und vor dem künftigen erbebte er.

So fand ihn endlich am 1sten September 1715 der Tod, und während die Völker Europa's mit lauter Freude die Botschaft vernahmen, zitterte ganz Frankreich, obwohl von ihm erledigt, vor der Zukunft.

Ludwig hatte bey großen Gaben doch Geist und Gemüth nur zu geringem Grad der Bildung erhoben. Sein Scharfsinn war oft durchdringend, sein Witz blendend, sein Unternehmungsgeist unerschöpflich, seine Gewandtheit unwiderstehlich. Er sah in allem nur auf sich und seinen Ruhm. Er konnte großmüthig scheinen und war doch nur selbstsüchtig, verschlagen und listig. Er schien sein Volk erheben zu wollen, die Wissenschaften zu begünstigen, die Künste zu lieben und zu fördern; und doch war alles nur Werkzeug, sich selbst zu erheben. Er ließ sich rühmen und preisen, und bezahlte Redner und Dichter, die sein Lob feyerten, weil er die Meinung für sich gewinnen wollte, und überredete endlich sich selbst, er sey, wie seine Bewunderer versicherten. Seiner Politik war Vieles gelungen, darum staunte man sie an, und sie war doch nur kleinlich. Wie seine Franzosen von ihm verblendet wurden, wollte

er ganz Europa täuschen. Es gelang ihm leicht, jene zu überreden, sie seyen das einzige gebildete und geschmackvolle Volk in aller Welt, und ihre Sprache allein die göttliche. Fein wußte er diesen Wahn auch den fremden Völkern aufzudringen und größere Gewalt über sie zu gewinnen, da er seine Sprache sie reden und vor ihr sich beugen lehrte. Er bemächtigte sich des sichern Mittels zur Herrschaft, des Wahns und der Einbildung und des Vorurtheils. Aber er ahnete nichts von der höhern Kraft eines Volks, und von jener Gewalt eines Herrschers, die nie blendet, aber erleuchtet und erwärmt, und nährt und segnend waltet, wenn der Herrscher selbst schon geschieden ist. Auf List und Ränke, Verführung und Bethörung und dann auf plötzliche Gewaltschläge gründete er seine schimmernde Größe und gelangte, selbst nach den schmerzlichsten Erfahrungen, kaum zu der Ueberzeugung, daß er auf schwankendem Grund und in die Luft gebaut habe.

Nach seinem Tod empfand es Frankreich furchtbarer noch, als schon bey seinem Leben, welch ein König er gewesen. Er, der alljährlich über sieben Millionen Thaler bloß für geheime Ausgaben an andern Höfen (für Auflaurer und Verräther, und zu Bestechungen) verwendet hatte, hinterließ sein Reich nicht bloß arm, sondern mit ungeheurer Schuldenlast beschwert. Der Herzog von Orleans, der die vormundschaftliche Regierung für den erst fünf Jahre alten Ludwig XV. zu führen begann, fand in der drückendsten Verlegenheit nicht Rath noch Hülfe, eröffnete das Trauerspiel seines, durch das vorhandene Testament vielbeschränkten Regiments mit einer Handlung der Unredlichkeit und des Betruges, welche die Ehre, den Wohlstand und Credit des Landes noch tiefer verletzten. Er zog die größere und kleinere Münze ein, ließ sie umschmelzen und ungebührlich den aufgeprägten über den wahren Werth und Ge-

halt erhöhen. Aber keine Maaßregel vermochte, die Schuldenmasse zu tilgen, und die Einzelnen wie das Ganze versanken immer mehr in Armuth. Der fortdauernde Prunk des Hofes konnte das gräßliche allgemeine Elend nirgends verdecken. Aber am größten war das Elend, das aus der Ueppigkeit und dem Leichtsinn des Hofes Ludwigs XIV. forterbte, jene gräßliche Sittenlosigkeit, jenes freche Spiel mit allem Heiligen, wodurch Frankreich allen Bessern unter allen Völkern ein Gräuel ward. So trefflich hatte Ludwig über die Meinung gesiegt!

Unbegreiflich ist es, wie eine Politik gepriesen werden konnte, die sichtbar sich selber ihr Verderben bereitete. Was hatte Ludwig geopfert, wie hatte er noch zuletzt sein Reich erschöpft, seine Cassen geleert, seiner Unterthanen Blut verschwendet, um seinen Enkel auf den spanischen Thron zu erheben. Gelungen war

das freylich nach fast 15 schrecklichen Jahren; aber kaum war er todt, als Frankreich fast einen neuen Kampf bestehen mußte mit dem, den es erhoben, für den es so unermeßliche Opfer gebracht hatte, und bald darauf war der Krieg mit dem spanischen Bourbon wirklich unvermeidlich. Und das menschenreiche Frankreich war um Streiter verlegen, da die frühern Kriege, besonders der spanische, viele Tausende gemordet hatten, und fast nur Knaben, Jünglinge und Greise, aber wenige vom Mannsalter gefunden wurden.

Aber so zerrüttet und erschöpft das Land war, beharrte die neue Regentschaft doch in jener Richtung nach außen, die durch Ludwig XIV. einmal entschieden war und selbst im Charakter des Volks lag, und List und Ränke sollten auch fürder den Mangel innerer Kraft verdecken und die französische Politik zu ihrem Ziel führen. So ward fortwährend alles dar-

an gesetzt, daß Frankreich die alte Rolle durchspiele unter den Staaten Europa's. Noch immer unterhielt es zahllose Auflaurer und Verräther durch ganz Europa; noch immer warf es nach außen verschwenderisch und fruchtlos, was im Innern Linderung hätte seyn sollen für tausend offene Wunden; noch immer sprach es in demselben gewohnten vornehmen Ton; und die Sprecher des Volks ermüdeten nicht, sich selbst und allen Völkern zu wiederholen, wie man nur in Frankreich zu leben wisse, nur in Frankreich Politik, Philosophie, alle Kunst und Wissenschaft, feinen Sinn und Cultur, und die einzig großen Männer besitze. Daß Tausende wirklich noch immer daran glaubten, weil es so oft versichert ward, und darüber das Vaterländische verachteten; daß die Franzosen nie von ihrer Eitelkeit und ihrem Uebermuth, der traurigen Zuflucht ihres Elends, abließen und die übrigen Völker in ihrer Ver-

blendung beharrten, das hat die Folgezeit mehr als zu sehr bewiesen.

Jene Richtung nach außen, die nie ohne Kraft ist und durch reiche Hülfsquellen, selbst nach den größten Leiden, immer unterstützt wird, sie kann von diesem Volk nie weichen, wofern es nicht völlig neugeboren wird, wozu noch wenig Hoffnung sich zeigt. Darum bleibt es immer eine höchstgefährliche und feindselige Nachbarschaft, und Deutschland darf nie ermüden in Wachsamkeit und Vorsicht und entschlossener Kampffertigkeit, damit der alte Feind nicht wieder Einfluß und dann bald auch die Oberhand gewinne. Nicht meinen wir, daß alle Volkskraft nur dorthin sich richten und ängstlich nur Frankreich beobachten müsse. Aber die erste Anmaßung soll das Zeichen seyn, aufzustehen und sie niederzuschlagen, und man soll keine für unbedeutend halten, und wir alle sollen fertig seyn und bereit zum Kampf!

Nach furchtbar-blutigen Kämpfen gewann endlich im Jahr 1715 auch Spanien Frieden. Das arme Volk versank in tiefen Schlaf, aber die Regierung blieb noch vielgeschäftig nach außen. Auch hier waren viele Wunden zu heilen, große Verluste zu ersetzen, aber auch hier schien man mehr, was äußerlich verloren war, schmerzlich zu empfinden und wieder gewinnen zu wollen, als der rechten innern Volkskraft aufzuhelfen, und neues Leben und freyere Bewegung im Innern zu erwecken, bereit. Daß in Italien alle schöne Besitzungen so völlig verloren waren, das beklagte man mehr, als daß das Volk selbst in seinem Elend unterlag.

Der Bourbonide Philipp V., in der Schule Ludwigs XIV. erzogen, ohne diesem an Geist und Kraft verwandt zu seyn, war ihm nur darin ähnlich, daß er von Gesetz und Volksfreyheit keine Ahnung hatte (an Mißtrauen übertraf er ihn!) und endlich auch,

von Gewissensangst gequält, schwermüthig das Joch trug, das sein Beichtvater ihm aufgelegt hatte.

Alle Rechte und Freyheiten der Nation wurden, soviel möglich, zerstört; nur über Sklaven wollte der König herrschen; französische Formen und französische Höflinge verdrängten die Volkssitte, und ererbte Gewohnheiten und die würdigsten Männer der Nation. Dafür ging Philipp meisterlich auf die spanischen Inquisitionssünden, die gräuelvollen Ketzergerichte und die fanatische Wuth ein. Er konnte selbst ein Spanier scheinen, wenn die scheußlichsten Auto-dafe's die Menschheit schändeten. Und es fehlte nie an solchen, die, von den alten Mauren abstammend, der Neigung zur Lehre Muhammeds, oder solchen, die, was fast noch härter gerügt ward, des ketzerischen Lutherthums, oder, was fast gleichbedeutend schien, eines Bündnisses mit dem Teufel, der Zauberey und

Hexerey verdächtig waren, oder auch nur über dem Lesen der Bibel in der Landessprache betroffen worden. So mordete das Schwerdt noch hunderte von friedlichen, unschuldigen Bürgern, und Scheiterhaufen loderten noch immer als schreckende Zeichen empor.

Zu Spaniens größerem Verderben gewannen nun auch noch die Welschen Einfluß auf die Regierung. Denn kaum hatte Philipp V. 1714 seine Gemahlin, eine Prinzeß von Savoyen, verloren, als man ihm von einer zweyten Ehe vorredete. Er warb um Elisabeth von Parma, aus dem Hause Farnese, eine Tochter des frühverstorbenen Prinzen Eduard von Parma, und Papst Clemens begünstigte die Werbung. Schon jetzt bot Frankreich alles auf, diese Ehe des von ihm erhobenen Königs, damit er nicht zu mächtig werde, zu hindern, und der Kaiser setzte aus gleichem Grund sich eifrig dagegen. Denn Spanien gewann da-

durch neue Aussichten und selbst rechtliche Ansprüche in Italien, weil Hoffnung war, daß das Erbe des Hauses Farnese, Parma, Piacenza und selbst Toscana auf die Prinzeß Elisabeth übergehen möchte. Doch gelang es dem Abt Alberoni, damaligem Minister von Parma, beym Hof zu Madrid alle Hindernisse zu heben. Aber kaum war die Ehe vollzogen, als Alberoni zum ersten spanischen Minister erhoben, engverbunden mit seiner Königin, größere Plane entwarf. Dieser merkwürdige Mann hatte durch seltene Talente und kühnen Unternehmungsgeist aus niederm Stand sich emporgeschwungen und mächtigen Einfluß erworben, und wie ihm selbst immer der Cardinalshut ein ersehntes Ziel blieb, förderte er auch rastlos die stolzen Plane der Elisabeth. Diese hatte kaum die Hoffnung, Mutter zu werden, als sie, weil in Spanien drey Prinzen aus der ersten Ehre ihres Gemahls

die nächsten Thronerben waren, bey Zeiten ihren eigenen Kindern eine künftige Herrschaft in Italien zu erwerben und zu sichern versuchte. Dem spanischen Hof selbst aber gelüstete es noch immer nach dem reizenden Italien. Alberoni schuf eine neue See- und Landmacht, sammelte große Summen, um große Absichten auszuführen, und wußte mit der listigsten Verschlagenheit diese zu verstecken. So täuschte er auch den Papst, daß dieser dem Könige, damit er mit Erfolg Hülfe leisten könne gegen die Türken, die eben neuen Kampf mit Venedig begonnen hatten, den Zehnten von allen geistlichen Gütern bewilligte. Nun rüstete sich Spanien von neuem, angeblich gegen die Türken, heimlich aber nur gegen den Kaiser, um diesen, wenn er selbst, wie unvermeidlich war, gegen die Türken zöge, in seinen italiänischen Besitzungen anzugreifen, und es war wesentlich auf Wiedergewinnung aller

im Erbfolgekrieg verlornen italiänischen Provinzen abgesehen. Der spanische Hof achtete auch nachher so wenig, als der gewaltige Alberoni, dessen Ruhm Ehrlichkeit nie gewesen, seines dem Papst gegebenen Versprechens, die kaiserlichen Besitzungen während des Türkenkriegs nicht anzugreifen, und war schon jetzt zur neuen Unternehmung bereit. Der Kaiser hatte den König von Spanien auch dadurch gereizt, daß jener edelmüthig bey diesem sich für die schwergedrückten Catalonier verwendete, und für die bittergekränkten Rechte der Nation sprach. Dagegen verlautete schon aus Spanien: Der Kaiser habe die Bedingungen des Utrechter Friedens nicht genau erfüllt, und dadurch seiner Gerechtsame in Neapel und Sardinien sich verlustig gemacht. Beym Scheiden des Jahres 1715 dachte denn Spanien schon entschlossen auf den neuen Kampf!

Ruhiger indeß und fast zu ruhig hielt sich in dieser Zeit Portugall. Es hegte nicht den Ehrgeiz zu glänzen unter den ersten Mächten Europa's, und beschäftigte sich mehr mit Amerika, doch auch ohne Weisheit, Kraft und Entschlossenheit. Aus dem spanischen Erbfolgekrieg war es ziemlich unverletzt hervorgegangen, schadete sich aber desto mehr durch ungünstige Verträge im Frieden. Don Juan, der 1705 den schuldbefleckten Thron seines Vaters, Don Pedro, bestiegen hatte, kannte weder große noch beglückende Plane, und ward, weil er zugleich bigott und wollüstig war, von jesuitischen Beichtvätern und Frauen beherrscht. Schon hatte er 1715 zehn Jahre geherrscht; aber noch war fast nichts zum Glück seines Volkes, nichts für innern Wohlstand, nichts für ächte Volksbildung geschehen. Selbst die reichen Schätze, die aus Amerika herbeyströmten, konnten der Nation nicht gedeihlich

werden, weil kein freyer Verkehr, keine Betriebsamkeit im Innern die Goldadern durch das Land leiteten, und die Fremden, besonders die Engländer, allen Handel in ihrer Gewalt hatten.

Minder furchtbar jedoch, als in Spanien, war hier die Inquisition.

Lebendige Betriebsamkeit, Handel und Gewerbe erhielten die vereinigten Niederlande reich und mächtig. Schnell erholten sie sich von den Leiden des spanischen Erbfolgekrieges, und als ihnen gelungen war, 1715 den Barrieretractat in Kraft zu setzen, gaben sie sich ganz und ungetheilt ihrem fruchtbaren Handelsinteresse hin. Dieß sicherte den verbundenen Provinzen einen fast unverwüstlichen Wohlstand, und sie vergaßen dabey doch nicht gänzlich, sich auch geistige Schätze zu sammeln.

Auch die innere Eintracht ward auf keine gefährliche Weise gestört, wiewohl seit dem Tod Wilhelms III. (Königs von England und letzten Statthalters aus dem ächten Hause Oranien), oder seit 1702 kein neuer Statthalter die Geschäfte leitete, und nur Geldern, Gröningen und Friesland Wilhelm IV. von Nassau-Oranien als Statthalter anerkannten.

Dagegen hatte die Eidgenossenschaft ihre frühere Eintracht und damit ihren Frieden verloren. Seit dem westphälischen Frieden völlig unabhängig von Deutschland, durch seine Lage gesichert gegen die verwüstenden Kriege, die dieses und das nachbarliche Italien tief erschütterten, hätte der Bund, wenn er sich selber treu gewesen wäre, in glücklicher Freyheit leben und herrlich gedeihen können. Aber zerstörend brach die Zwietracht aus, und Frankreich, dessen Politik dem Völkerglück nie

eine Rücksicht vergönnte, nährte dieselbe mit heimlicher Arglist. Die mächtigen Orte Zürich und Bern hielten endlich den Kampf mit den alten katholischen Orten für unvermeidlich. Denn die Toggenburger klagten mit Recht seit langer Zeit über ihren Landesherrn, den reichen Abt von St. Gallen, der ihre Gerechtsame kränkte und ihrer Freyheiten nicht achtete. Da traten zu dessen Hülfe die katholischen Orte auf und begannen 1712 den Kampf gegen die schützenden Züricher und Berner. Dieser innere Krieg schlug dem Lande tiefe Wunden und vermehrte die Spaltung, die durch Abweichung vom alten Geist der Schweizer und durch Gewaltthaten schon zu mächtig geworden war. Die katholischen Orte kämpften unglücklich, und sahen sich endlich 1713 zu dem Aarauer Frieden genöthigt, in welchem sie der Herrschaft über die untern freyern Aemter und die Landschaft Baden entsagen muß-

ten. Schon durch diese Forderung Zürichs und Berns war der Bund verletzt. Die katholischen Orte aber ließen sich nun leicht verblenden, größere Untreue am Bunde zu verschulden, und schlossen 1715 den sogenannten ewigen Bund mit Frankreich, der sie enger an dieses band, und ihnen bloß das nie erfüllte und kaum ernstlichgemeinte Versprechen gewährte, die völlige Wiederherstellung in ihre verlornen Rechte zu bewirken. Die übrigen Orte zwar mieden das gefährliche Bündniß mit Frankreich; aber desto sicherer war der Zwietracht und Verwirrung Raum gegeben, das alte Vertrauen unter den Eidgenossen gestört, und noch fester der Grund gelegt zu den mannichfachen Partheyungen, die seitdem mehr als zuvor den Bund in seinen Grundfesten erschütterten.

Italien hatte nach dem spanischen Krieg endlich einige Ruhe, aber keinen rechten Frieden gewonnen. Auch jetzt stand es da, als ein schreckendes Beyspiel, was aus einem Volke wird, das Eins seyn sollte, und ohne inneres Band in viele abgerissene, vereinzelte Theille sich scheidet. Fast nur Fremde herrschen hier, obwohl die Spanier gänzlich verdrängt und die Franzosen hier minder mächtig waren, als zuvor. Aber man konnte sich's nicht bergen, daß neue Kämpfe bevorstanden. Oesterreich besaß Mailand, Mantua (das die Gonzaga's, weil sie sich mit Frankreich verbündet hatten, verloren), Neapel und Sardinien.

Sicilien war seit dem Utrechter Frieden mit Savoyen verbunden. Der Herzog, der jetzt den königlichen Titel von Sicilien führte, Victor Amadeus, hatte auch einen Theil von Mailand und mehrere andre schöne

Landschaften, gegen Frankreich aber eine schützende Festungskette gewonnen, durch die er die Alpen beherrschte. Glücklich waren, so lange er den Frieden erhalten konnte, seine Provinzen. Weiser Haushalt, strenge Ordnung sicherten den innern Wohlstand, durch Betriebsamkeit vor andern italiänischen Staaten befördert. Seine bewaffnete Macht nöthigte zu keinem übermäßigen Aufwand. Die Gerechtigkeitspflege war wohlgeordnet und unerbittlich streng, aber nicht verletzend. Aufmerksam auf alle innere Angelegenheiten, vergaß er doch der äußern nicht und blieb wachsam gegen die Nachbarn. Schon war im Jahr 1715 manche heilsame Veranstaltung getroffen, und, was seiner Herrschaft unterworfen war, ausgezeichnet in ganz Italien. Später verlor Victor Amadeus, in dem neuen von Spanien veranlaßten Krieg, sein Sicilien, und erhielt im Frieden, als schwache Entschädigung,

Sardinien. Sein Alter war minder glücklich als seine Jugend.

Ueber Modena, und seit 1711 auch über Mirandola, herrschten noch in stiller Zurückgezogenheit und ohnmächtig die letzten männlichen Zweige des Hauses Este, nicht ohne Gefahr, wenn neuer Kampf in Italien zwischen den größern Mächten sich erhöbe, Alles zu verlieren. Schon jetzt war vorauszusehen, daß der männliche Stamm des Hauses bald ausgehen und neuer Streit über das reizende Erbe, auf das Oesterreich die nächsten Ansprüche zu haben schien, entstehen werde.

Dasselbe fand bey dem Hause Medicis statt, das noch in Toscana, mehr dem Namen als der That nach, regierte. Die letzten Mediceer dachten mehr auf Genuß, als auf des Landes Glück. Cosmus III., seit 1670 Großherzog, hatte 1713 seinen Erbprinzen durch den Tod verloren, und es war nur noch der

zweyte Sohn, Johann Gasto, jetzt schon 44 Jahr alt und ebenfalls kinderlos, übrig.

Parma und Piacenza hatten nur noch zwey männliche Erben aus dem Haus Farnese, die Oheime der Königin von Spanien, Franz, geboren 1678, und Antonio, geboren 1679, die ohne Nachkommenschaft waren.

Die italiänischen Republiken hatten viel von altem Glanz und alter Macht, doch ihre Reichthümer, ihren blühenden Handel, ihren alten Freyheitssinn nicht völlig verloren. Lucca, Genua und Venedig sammelten durch weitverbreiteten Handel noch immer große Schätze; aber die Verwirrung Italiens zog auch sie immer von neuem in verderbliche Kriege hinein. Genua hatte an Corsica einen schwerzubehauptenden Besitz, und lauter murrten auch 1715, zur Zeit des Friedens, die Corsen. Der Handel verschlang in der Republik viel edleres Streben, und Selbstsucht entfremdete

die Gemüther der Bürger mehr und mehr von einander.

Venedig, durch innern Streit tieferschüttert und 1715 zu neuem Krieg gegen die Türken gedrungen, verlor, wie schon früher Candia, jetzt auch Morea, dessen Festungen man vernachlässiget hatte. Aber unerschöpflich waren die Hülfsquellen, die einen langen Krieg gestatteten.

Wie abhängig diese Freystaaten von den größern Mächten waren, und wie unfähig, ihr altes Ansehen zu behaupten, offenbart sich auch noch gegen das Ende des Jahres 1715 bey einem scheinbar unbedeutenden Ereigniß in Genua. Dort hatte man den geflüchteten Catalonischen Offizeiren das Tragen der Degen verboten und einen, der des Verbots nicht achtete, in's Gefängniß gesetzt. Darüber erzürnte der Kaiser Karl VI. aus treuer Neigung für die Catalonen, und vergebens

suchte der Doge und der Rath ihn zu versöhnen. Der Kaiser, der auf strenge Genugthuung beharrte, ließ ein kleines Heer in die schwankende Republik einrücken, und erzwang eine hohe Kriegssteuer, Beystand zum Türkenkrieg und Sicherheit den Cataloniern.

Als eine noch immer einflußreiche Macht erscheint der Papst mit seinem weltlichen Gebiet und den Resten seiner geistlichen Gewalt. Clemens XI., der 1701 die Tiare empfangen hatte, war nicht ohne Talent und Kraft, seine Rechte zu behaupten. Soviel der römische Stuhl auch schon verloren hatte, so wenig er auch noch den Königen und Fürsten, wie vordem, gebieten und selbst über den Kaiser sich erheben durfte; so vieles war ihm doch geblieben, das, zu rechter Zeit angewendet, nicht ohne bedeutenden Erfolg war, und in den innern Ver-

hältnissen, besonders in Beziehung auf den Einfluß der Cardinäle, zeigte er jetzt sich unabhängiger als zuvor. Clemens hatte gleich Anfangs die kluge Parthie ergriffen, in den Streitigkeiten der europäischen Mächte, wenn es möglich war, ohne Parthey zu bleiben, aber überall als Vermittler einzugreifen und sich selbst unverletzt zu erhalten, während er, wo man es zuließ, zu entscheiden wagte. Er hatte die Freude gehabt, daß selbst das mächtige Oesterreich sich mit freundlichen Bitten um die Belehnung des Erzherzogs Karl mit Sicilien an ihn wendete und so ein uraltes Recht des päpstlichen Stuhls anzuerkennen schien, ja durch die That eigentlich wirklich ankannte. Mit Oesterreich wetteiferte Spanien, seine Gunst zu gewinnen, und indem er bald die eine, bald die andere Macht begünstigte, hoffte er beyde geneigt zu erhalten, bis Oesterreich endlich ihn zu entscheidendern Schritten, die Spanien

gegen ihn aufbrachten, nöthigte. Aber er verläugnete nie ganz den Geist der alten Hierarchie. So protestirte er gegen die preußische Königswürde; so gegen die Vermehrung der Zahl der Churfürsten im Reich; so verwickelte er sich in hartnäckige Kämpfe mit Kaiser Joseph, den er sogar mit dem Bann zu bedrohen wagte, den er auch über ein kaiserliches Heer wirklich aussprach. Den Streit über die sicilische Monarchie, kraft der von alten Zeiten her der König von Sicilien die Rechte eines gebornen Legaten des päpstlichen Stuhls und damit eine größere Gerechtsame über die Kirche seines Reichs übt, setzte er, ohne nachzugeben, allen katholischen Mächten zum Trotz, bis an's Ende seines Lebens fort. Selbst einen Kreuzzug predigte er noch gegen die schwärmerischen aber starken Sevennen. Bey jenen Einmischungen in die Staatsverhältnisse mußte er zwar oft bittre Wahrheiten hören, die Deut-

schen besonders sagten ihm, der Bann habe mit weltlichen Sachen nichts zu schaffen, und bewiesen ihm, wie derselbe seine Kraft verloren habe. Aber Clemens erhielt sich doch in einem außerordentlichen Ansehn, das seine Vorgänger schon seit zwey Jahrhunderten selten noch behauptet hatten. Mit den Kirchengütern schaltete er nach Gutdünken; er erneute den alten päpstlichen Nepotismus und bereicherte seine Familie (die Albanische), deren Glieder freylich seine Hülfe oft in Anspruch nahmen. Ueber den Kirchenstaat herrschte er fast unumschränkt; doch hätte derselbe sich noch besser befunden, als andere italiänische Staaten, wenn der Papst nicht, durch falsche Politik verleitet, ihn selbst mehrmals feindlichen Heeren eröffnet und namentlich Oesterreich nicht gegen sich gereizt hätte. Es fruchtete wenig, daß er den Kaiser Joseph deßhalb einen rebelli-

schen Sohn der Kirche nannte; er mußte sich mit andern Waffen vertheidigen.

So erinnerte Clemens zu dieser Zeit noch, daß die Hierarchie nicht völlig untergegangen sey.

Von dem Oberhaupte der Kirche wenden wir uns hinüber zu dem Erbfeinde derselben, dem türkischen Reich in Europa. Diese vordem so furchtbare Macht war schon von ihrer Höhe hinabgesunken und hatte im Carlowitzer Frieden (1699), obwohl er nicht durchaus ungünstig war, doch zu viel aufgegeben. Den spanischen Erbfolgekrieg, der fast alle europäischer Mächte so ernstlich beschäftigte und der eine günstige Gelegenheit, sich reichlich zu entschädigen, der Pforte darbot, hatte sie unbenutzt gelassen. Durch Karl XII. bewogen, hatte sie zwar an Rußland den Krieg erklärt (1711), aber, weil der Großvezier bestochen

ward, einen Frieden geschlossen, in dem Peters I. bedrängte und gefährliche Lage am Pruth nur auf kurze Zeit diesen zu einigen Opfern nöthigte. Und als Karl XII. sie noch zweymal veranlaßte, Rußland zu bekämpfen, ging sie noch zwey Verträge mit dieser Macht ein (den letzten im Junius 1713), bey welchen offenbar der Czaar sie nur hinzuhalten gedachte. Kaum war der spanische Krieg geendet und für die meisten christlichen Mächte der Friede hergestellt, als die Pforte sich gelüsten ließ, zur ungünstigsten Zeit Venedig den Krieg zu erklären und alle Vermittelungen Oesterreichs abzuweisen. Nun gewann sie zwar 1715 ihr Morea wieder, und die in Creta den Venetianern noch gebliebenen schlechtbewahrten Festen; aber desto unglücklicher kämpfte sie im folgenden Jahr, da Karl VI. sie mit großer Macht und mit Nachdruck angriff.

Achmed III. scheute die Janitscharen, welche seinen Bruder Mustafa II. entthront und ermordet hatten, und suchte durch Klugheit gleiches Schicksal zu vermeiden. Darum wollte er nie Krieg mit dem Auslande, und dachte gegen mögliche Gefahr in einem reichen Schatz die besten Waffen zu finden. Aber um so offenbarer ward die Schwäche, welche der Großherr nirgend verbergen konnte, die innern Partheyungen aber vermehrten. Halbe, unsichre, schwankende Maaßregeln gaben ihn den Fremden Preis und konnten im Innern ihn nicht sichern.

Aber kaum hätte die größte Regentenweisheit vermocht, dieses verworrene und durch Zwietracht zerrissene, mit zahllosen Gräueln befleckte Reich zu erretten.

Wir gedenken unter den Staaten Europa's zuletzt des großen russischen Reichs, als des jüngsten in Hinsicht seines größern Einflusses auf diesen Welttheil. Czaar Peter I. dessen außerordentliche Kraft und großes Streben ihn vor vielen des Beynamens des Großen würdig macht, herrschte seit 1689 als Alleinherr über das ungeheure Reich in Europa und Asien. Von kleinlichen Rücksichten nie gebunden, noch verführt durch die armseligen Ränke der Politik, der die sogenannten civilisirten Nationen sich ergeben hatten, nie verwirret, noch zu Halbheiten oder heimlicher Arglist verleitet, in Wort und That gerade, stark, unbeweglich, unausgesetzt auf volksbeglückende und erhebende Plane bedacht, setzte er sein ganzes Leben, alle seine Kraft an den Entschluß, sein Reich, allen andern an Umfang überlegen, durch innere feste Gestaltung und Benutzung aller Hülfsquellen den übrigen gleichzustellen,

und durch Civilisirung seiner mannichfaltigen, rohen Völker auch diese der Reihe europäischer Nationen allmählig anzuschließen. Drum hatte er den Thron verlassen, um auf seinen Reisen durch andere Länder selbst Erfahrungen zu sammeln und die völkerbeglückenden Friedenskünste zu lernen; drum hatte er bey seiner Heimkehr den Krieg nicht gescheut, durch den er Land und Meer zu freyer Regsamkeit aller Kräfte sich eröffnen wollte; drum hatte er die Soldatenherrschaft der Strelitzen vernichtet, um dem Fürsten ungehemmte Wirksamkeit und freye Sorge für das allgemeine Wohl zu erringen; drum rief er auch Fremde herbey, durch die Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften seinem Volke mitgetheilt werden sollten. Die Niederlage bey Narva (30sten November 1700) war durch den Sieg bey Pultawa (27sten Junius 1709), nach neunjährigen beharrlichen Vorbereitungen, durch Kühnheit und

Geistesgegenwart, ausgeglichen, dazu Liefland erobert, so wie bald darauf Carelien und Finnland, und Sicherheit vor der türkischen Macht durch kluge Unterhandlungen gewonnen. Im Jahr 1715 stand Peter im Bund mit den Feinden Schwedens und verfolgte auch hier seine großen Plane. Schon nannte man — soviel hatte er in wenig Jahren gewirkt! — Rußland mit größerer Achtung, manche mit heimlicher Furcht und die weite Laufbahn war aufgeschlossen, auf der ein Volk zu geschlossener Selbstständigkeit, Kraft und Wohlstand im Innern, Sicherheit nach außen gelangt. Der Anblick eines jugendlichen Staats, der kräftig und wohlgeleitet aufstrebt aus seiner Barbarey, ist eine Lust dem unbefangenen menschenfreundlichen Herzen. Und diese Lust gewährte zu dieser Zeit ganz besonders Rußland.

Dabey greift noch viel Irrthum ein, und die Zeugnisse nachwirkender Rohheit trüben

den Anblick. Auch das gewaltsame, übereilte Aufdringen des mannichfachen Fremden, das sich selbst vernichtende Bemühen, die Völker in einer plötzlichen, revolutionairen Wiedergeburt zu dem umzuschaffen, was nur die gemessen und langsam, aber beharrlich fortschreitende eigenthümliche Bildung bewirken kann, stört die Freude an jenem großherzigen Streben. Aber selbst bey den verhaßten Zeichen von Willkühr und despotischer Gewalt weidet das Auge sich an dem lebendigen Walten und Schaffen, an der Erhebung des Verdienstes und erworbener Rechte über angeborne und ererbte Ansprüche und Vorzüge, an so vielen Veranstaltungen, die eine bessere Zukunft, ein edleres Daseyn mit Recht hoffen lassen. Peter kämpfte gegen die Macht der Soldaten, des Adels, der Geistlichkeit, und wußte alle Hemmungen seines vielumfassenden Plans zu beseitigen oder niederzuschlagen. So streng, hart und wild er zu Zei-

ten sich zeigte; so trug er doch in Wahrheit seines Volkes Wohl im Herzen, und ward gewißlich minder von eitler Ruhmsucht, als von dem Entschlusse, jenes unumstößlich zu begründen, geleitet.

Während er die äußern Verhältnisse nie aus den Augen ließ und den fortdauernden Kampf nicht scheute, fing er, weil das Innere ihn lebhaft beschäftigte, das Jahr 1715 mit schwermüthiger Sorge an. Denn es war ruchtbar geworden, daß seit mehrern Jahren viele Uebel und Mißbräuche in der Verpflegung der Armeen und in der Verwaltung eingerissen waren. Der Czaar hatte selbst eine Schrift, die ihn darauf aufmerksam machte, mit großer Theilnahme gelesen, und sich überzeugt, daß seine Absicht, durch Entrichtung eines mäßigen Geldzins die Naturallieferungen zu vermindern, und dadurch den Unterhanen und seinem Heer Vortheil zu schaffen, durch Unterschleif und

Betrügereyen vereitelt werde; daß die Städte und Dörfer gedrückt und die Soldaten, oft von allem entblößt, in großer Noth wären. Lange erwog er, wie diesem Unwesen abzuhelfen sey, das er um so tiefer und bitterer empfand, als er auf den Wohlstand des Reichs rastlos bedacht war, und selbst für die Ausführung seiner großen Plane weder die Abgaben drückend erhöhte, noch Schulden machte. Endlich veranstaltete er zu Anfang des Jahres 1715 ein großes Gericht, unter Leitung des redlichen Generals, Fürsten Dolgorucki, das die strengste Untersuchung verhängte. Die Ersten des Reichs, selbst Peters Günstlinge, entgingen, wenn sie verdächtig waren, einer Erpressung oder eines Unterschleifs schuldig zu seyn, derselben nicht, und Menzikow, Apraxin und andre Mächtige mußten, weil sie über ihre Untergebenen nicht sorgfältig gewacht, mit großen Geldbußen sich lösen. Aber der Gouverneur von

Petersburg, Korsakow, empfing sogar öffentlich die Knute, und mehrere Große erlitten dieselbe Strafe, oder noch härtere körperliche Mißhandlungen, selbst zwey Senatoren, der Fürst Wolchonsky und Apuchtin. So strafte er ohne Ansehen der Person und steuerte, soviel er vermochte, dem eingerissenen Unwesen.

In demselben Jahre ordnete er von neuem eine strenge Aufsicht durchs ganze Reich an, damit die Willkühr des reichen und mächtigen Adels seine Absichten nicht zerstöre. Diese allgemeine Aufsicht ward freylich durch die ungeheure Ausdehnung des Reichs sehr erschwert, die dem Czaar fast unmöglich machte, seine Maaßregeln überall durchzusetzen. Wo er aber Kunde von gemißbrauchter Gewalt erhielt, entging Keiner seinem Zorn. So züchtigte er 1715 den Gouverneur von Sibirien, Gagarin, der sich Erpressungen erlaubt und nicht undeutlich die Absicht hatte blicken lassen,

sich in Sibirien zum eigenmächtigen Herrn zu erheben.

Sein Petersburg war nach einer kaum dreyzehnjährigen Dauer schon eine bedeutende Stadt. Er selbst erkannte, daß Moskwa, im Herzen des Landes gelegen, sich besser zur Hauptstadt eigne. Aber die Schifffahrt hatte, nachdem er einmal seine kindische Wasserfurcht überwunden, eine bleibende Neigung ihm abgewonnen, und darum gründete er dort, auf ungünstigem Boden, eine neue Hauptstadt, für die er noch aus andern Ursachen eine große Vorliebe behielt.

Wie ihm nichts unbedeutend schien, was auf die Denkart seines Volks einigen Einfluß haben konnte, so ließ er auch 1715 eine große Sonnenfinsterniß, die in diesem Jahr eintrat, durch das ganze Reich voraus bekannt machen, damit sie nicht gemißdeutet werde, und er selbst ertheilte in Petersburg vor einer zahlreichen

Versammlung in den Stunden der Finsterniß, die er beobachtete, eine vollständige Erklärung derselben.

Noch lebte in diesem Jahre sein Sohn und muthmaßlicher Thronerbe, Alexis (den der strenge Vater drey Jahre später selbst zum Tod verdammte). Er war mit einer edlen Prinzeß von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt, die ihm am 21sten October 1715 einen Sohn gebar. Wenige Wochen nachher ward Peters Gemahlin, Catharina, von einem Prinzen entbunden, dessen Leben jedoch schon 1719 wieder endete. (Jener Enkel Peters I. bestieg nach dem Tode der Kaiserin Catharine 1727 den Thron, in noch jugendlichem Alter, als Peter II., starb aber schon 1730, der letzte männliche Kaisersproß aus dem Hause Romanow. Peter I. selbst lebte bis zum Jahr 1725).

Wir setzen noch die merkwürdigen Worte hierher, welche Theophanes, Erzbischof von Pleskow und Narva und zweyter Vorsitzer des heiligen Synods (nachher Erzbischof von Nowgorod und erster Vorsteher des Synods), in der Gedächtnißrede auf Peter den Großen sprach:

„Es ist sein ernster Vorsatz gewesen, den mahometanischen Drachen zu vertilgen und aus dem morgenländischen Paradies zu vertreiben. — Solch großes Unternehmen hätte auch ausgeführt werden können, wenn du, o schönes Europa! nicht in dir selbst durch Hader, Mißgunst und Streit zertheilet wärest."

Also zertheilet war Europa auch nach dem Frieden, der kaum geringe Rast den Völkern ließ, im Jahr 1715. Er hatte zwar einem blutigen, vieljährigen Kampf ein Ende

gemacht, aber auch den Saamen neuen Streits, wie den Grund mannichfacher Ansprüche, ausgestreuet. Schon hatte die Selbstsucht, aus der alle Zwietracht erwächst, furchtbar überhand genommen; sie erfüllte die Staaten mit dem verderblichen Streben, auf Unkosten der Nachbarn sich zu bereichern, und nur dem einseitigen Verlangen, weitere Herrschaft zu erringen, blind nachzuhangen, des Innern oft zu vergessen und sich ganz und gar nach außen zu kehren. Sie verführte die Fürsten, nur dem Götzen der Unumschränktheit zu huldigen, über uraltes Gesetz, und Menschen- und Volksrechte sich hinwegzusetzen und für augenblicklichen Gewinn die edelsten Kräfte zu opfern. Immer allgemeiner schien der Glaube zu werden, aus dem Blut der Bürger, für äußern, scheinbaren Vortheil vergossen, erwachse der Ruhm und das Wohl der Staaten. Vergebens mahnten auch zu dieser Zeit die Schicksale der außer-

europäischen Völker an die wahrhafte Politik, die vor allem Stärkung der innern Kraft und Eintracht gebeut; vergebens warnte der furchtbare Kampf, den der Monarch Persiens, auch 1715, mit seinen eigenen Unterthanen und den Afghanen bestand, der blutige innere Krieg, der schon seit 1712 das schöne Ostindien verwüstete. Ungehört blieben die Stimmen der Völker und aller Zeiten, unbenutzt selbst die eigenen schmerzlichen Erfahrungen, die schon zu theuer erkauft worden waren. Auch die schändliche Selbstsucht, die, wie auf der Höhe so in der Tiefe, verzehrend und lähmend sich verbreitete, der schnödeste Eigenwille und Eigennutz, der alle Stände ergriff und hinriß, die Geringschätzung alles Heiligen und Ehrwürdigen, blieb fast unbeachtet. Die Führer der Staaten schienen am wenigsten zu ahnen, wohin solcher Frevel endlich führen müsse, welch Ungewitter sich über Alle zusammenzog. Je

mehr man dem Volke die Verhältnisse der Staaten verdunkelte, je mehr es von aller Theilnahme an denselben zurückgedrängt und nur um die Lasten des Staats zu tragen in Anspruch genommen ward; desto mehr verschloß es sein Ohr dem Rufe des Vaterlandes, desto mehr ward dieses ein gleichgültiger, halbverschollener Name. Immer unwilliger trug es seine Lasten, immer ärgere verhärtet es sich auch selbst gegen gemäßigte Ansprüche, immer mehr verlor es den Sinn für das Allgemeine, nur dem Eigenen und Besondern hingegeben, und begann zu klügeln über seine Rechte und über Alles, was Gesetz heißt.

Wir vergleichen jene Zeit, die vergangen, nicht mit der gegenwärtigen. Aber das Gedächtniß derselben weis't uns erst auf das hin, was die Geschichte aller Zeiten verkündet: daß Recht und Gerechtigkeit allein den Wohlstand der Staaten begründet, Eintracht und Freyheit

allein sie erhält und ein reines, würdiges Menschenleben herstellt.

Dazu bedarf es aber noch eines tiefern Grundes und eines höhern Geistes, ohne den alle äußere Veranstaltungen fruchtlos sind oder doch ihr Ziel verfehlen. Von innen heraus muß Alles stammen, was die Menschen erretten, befreyen, einigen soll und was von außen geschieht, kann nur anregen, nur die Hand bieten dem innern Leben, Regen und Schaffen, nur sich darbieten zum Werkzeug des Geistes, der sein freyes Walten, indem es eingreift in das Irdische, anknüpft an das Himmlische. Nur das Auge, das vom Licht aus der Höhe erfüllt ist, schaut auch klar und sicher in die Tiefe, daß ihm, was oben ist, einen hellen Schein verbreite über das was unten ist, und dieses von jenem belebt, in höherer Wahrheit, und reinerem Streben und größerer Kraft sich entfalte.

Die Wahrheit aus Gott ist der Geist, der Freyheit bringt; die Liebe zu dem Göttlichen, in all seinen reichen Offenbarungen, ist das Band, das Einheit gründet; der Glaube, in dem jene Wahrheit ist und jene Liebe sich vollendet, schafft, wie dem Einzelnen so den Völkern, Heil. Alle Reiche und alle Völker standen — die Geschichte bezeugt es unwiderleglich! — nur so lange fest und frey und einig, als sie freudig der Gottheit dienten und, dieser treu, sich selber treu waren.

Die Zeit, deren äußere Verhältnisse wir dargestellt haben, läßt überall Verwirrung, Zwietracht, Knechtschaft wahrnehmen. Diese verworrene, zwieträchtige, knechtische Zeit kündet sich selbst als eine elende und trostlose an. So war sie, weil sie den heiligen Glauben, im Glauben die Wahrheit und Liebe, verläugnete und aufgab, weil sie sich nur sich selbst zum Götzen gesetzt und des Heiligen vergessen hatte.

und gegen dieselben Uebel, die sie aus sich gebar, hatte sie weder Waffe noch Trost, weil diese kraftlos geworden, seit sie jenen sich preisgegeben.

Wie schon in heidnischer Vorwelt das Erkalten des Götterdienstes gleichzeitig mit dem Sinken und Abnehmen des Staats eintrat und, bey einigen besonders sichtbar, die sogenannte Volksreligion innigst verwebt war mit dem ganzen Leben und der Verfassung des Staats: so ist auch in der christlichen Welt Staat und Kirche so unauflöslich verbunden, daß der Verfall der Staaten auch auf den Verfall der Kirche hinweis't, jener aus diesem hervorgeht. Wir meinen mit Kirche nicht eine hierarchische, oder irgend eine äußere geistliche Anstalt, oder dieses und jenes Bekenntniß, sondern jene gemeinsame Ehrfurcht vor dem Heiligen, jenen gemeinsamen Dienst des Göttlichen, den Glauben an eine ewige Wahrheit und seine allge-

meine Aeußerung im ganzen Menschenleben, wodurch eben eine heilige Gemeinschaft, eine Kirche, hergestellt wird. Weil aber ein christlicher Staat nur eine christliche Kirche oder überhaupt keine in seinem Schooß hegen kann; die christliche Kirche aber auf den Glauben an Christus und sein ewiges Evangelium beruht: so ist auch aller Flor der Staaten, alle Einheit und Freyheit wesentlich und einzig an diesen Glauben gebunden.

Ueber die seltsame Verwirrung und Entstellung der äußern Verhältnisse aller Staaten in der Zeit, von der wir reden, giebt die Ansicht der innersten religiösen und ächt kirchlichen Verhältnisse hinlänglichen Aufschluß. Zu dieser Betrachtung laden wir unsre Leser noch ein.

Wir berufen uns nicht auf die lauten Klagen, die zu jener Zeit von allen Seiten her

über den Verfall der Kirche, besonders aber über die Vernachlässigung des öffentlichen Gottesdienstes, erschollen. Denn weil man so geklagt hat zu allen Zeiten, wie denn die Kirchenväter schon dazu hinlänglichen Grund hatten, so halten viele dieß für kein hinreichendes Zeugniß. Aber die Erscheinungen der Zeit selbst und der wahre Zustand der Kirche beweis't, wie in ihren drey Hauptzweigen, der römisch-katholischen, der griechisch-katholischen und der evangelischen Gemeinschaft, der sichtbare Verfall sich nicht mehr verbergen ließ.

Gedenken wir zunächst der griechischen Kirche, die in offenkundiger Beschränktheit fortlebte, so erscheint uns diese nirgend in ihrer alten Glaubenskraft, weder in Einheit noch in Freyheit. Noch bewahrte sie in Lehren und Gebräuchen die alte Form; aber der alte Geist war dahin. Dieß sah die römische Kirche wohl, daher sie neue Hoffnung hegte, endlich die ganze

griechische Christenheit eng mit sich zu vereinen. Darauf legten es besonders die Jesuiten bey den in die österreichischen Staaten geflüchteten Griechen an, und es war hier die Hoffnung einer wirklichen Union schon halb erfüllt. Vergebens versuchte dasselbe Papst Clemens XI. auch bey den Russen und wendete sich deßhalb sehr freundlich, aber ohne Erfolg, an Peter den Großen. Dessen treuer Rathgeber, der Erzbischof Theophanes Prodopowiztsch, erklärte dem Kaiser die Unmöglichkeit einer Vereinigung, und Rom mußte hier seine weitaussehenden Plane bald aufgeben.

Indeß war die alte Kirche durch vielerley Spaltungen zerrissen. Schon hatten besonders die Roskolniken, von den sogenannten Rechtgläubigen, bald Ketzer, bald Schismatiker gescholten, in all ihren mannichfachen Nebensecten sich weit ausgebreitet; mildere und härtere Maaßregeln gegen sie wollten nicht durchgreifend

wirken, und sie hegten nicht bloß die Hoffnung, vollkommene Duldung zu erlangen, sondern hielten sich sogar überzeugt, die wahre Kirche, die nur bey ihnen sey, werde endlich den allgemeinen Sieg davon tragen. Mitten unter den Sectenkämpfen zeichnet jedoch die griechische Kirche durch einen Geist der Milde und Duldung gegen andere kirchliche Partheyen sich aus, und im großen russischen Reiche blieben die römischen und evangelischen Gemeinden unangefochten, eines kräftigen Schutzes und ungekränkter Rechte versichert.

Peter I. ließ auch die Kirche, bey seinen großen Planen, nicht unbeachtet und ward auch hier Reformator. Ungeheuer und unglaublich war die Unwissenheit, das Elend der griechischen Geistlichen. Peter, der ihren Einfluß auf das Volk wohl kannte, richtete seine Aufklärungsversuche zunächst auf sie, und suchte durch Gründung oder Herstellung von Schulen

und höhern Bildungsanstalten seine Wünsche erreichbar zu machen. Aus gleichem Grund hatte er schon längst die übergroße Gewalt und den verderblichen Einfluß des hohen Patriarchen beschränkt, seit 1702 diese Würde keinem ertheilt und in der Stille das oberste geistliche Collegium, die heilige Synode, in Wirksamkeit gesetzt, die jedoch erst später, als Peter sich selbst zum Patriarchen erklärte (1719), ihre öffentliche Bedeutung erhielt. Der Sturz der hierarchischen Macht, die, wenn auch viel weniger umfassend als in der römischen Kirche, mit der Zeit doch auch hier immer weiter griff, ist um so mehr eine Reformation der griechischen Kirche, als die heilige Synode zugleich die Kraft erhielt, die Eingriffe der weltlichen Gewalt, die bey der Vereinigung der höchsten geistlichen und weltlichen Würde die Kirche gefährdete, mit Erfolg zu mildern.

Aber eine vollständige Reformation, die, wie vordem durch Luther, Licht und Freyheit errungen und verbreitet hätte, konnte durch Peter, obwohl es ihm nicht an gutem Willen fehlte, nicht bewirkt werden, weil seine Zeit und sein Volk dafür nicht reif, und er selbst für ein solches Werk nicht mit genügender Einsicht und Bildung ausgerüstet war.

So blieb denn die griechische Kirche weit hinter allen Ansprüchen zurück, die man an dieselbe, als an eine christliche, machen durfte. Zum größten Verderben für dieselbe war die höhere und niedere Geistlichkeit dergestalt von einander unterschieden, daß die niedre beym Volke höchstens die Achtung erhalten konnte, die bey den Heiden der Opferpriester während seiner heiligen Handlung etwa findet. Und so war auch der Glaube fast ganz in Formeln erstarrt; bey einem theils unvollkommenen, theils beschränkten, theils gänzlich mangelnden

Religionsunterricht war die Religion fast nur ein abergläubiges Ritual, und von dem ursprünglich höchst sinnvollen und reichen griechischen Cultus war nur die Schale geblieben. Noch war das Volk zu weit zurück, als daß selbst die Bibel, die Peter in guter Hoffnung in der Landessprache drucken ließ, ihre erleuchtende und segensvolle Kraft hätte beweisen können.

Auch in der höhern Geistlichkeit waren nur wenige mit theologischer Kenntniß ausgestattet. Neben Theophanes zeichneten sich zwar noch einige andere, wie Demetrius Saritz und Stephan Javorski, aus; aber tiefere theologische Bildung fehlte auch ihnen.

Von der übrigen griechischen Kirche war die russische fast gänzlich getrennt. Der Patriarch von Constantinopel machte sich zwar noch immer als das Haupt der ganzen Kirche geltend, aber auf Rußland und die Grie-

chen andrer Länder hatte er keinen Einfluß. Der blieb nur auf die im türkischen Reich beschränkt. Von den türkischen Herren erkauften auch die meisten Patriarchen ihre heilige Würde, und so gelangten meist die untüchtigsten dazu. Die andern Patriarchate, in Jerusalem, Alexandrien, Antiochien, dauerten nur als Schatten noch fort und der Patriarch von Alexandrien, Demetrius Capasalis, hatte sogar, mit Abschwörung der sogenannten griechischen Irrlehren, mit Rom sich vereinigt.

Wissenschaftliche Verdienste sind bey den Gliedern der griechischen Kirche kaum zu erwähnen. Desto ehrenvoller aber ist des Hospodars der Moldau, Demetrius Cantimir, zu gedenken, der um diese Zeit seine „Geschichte des Wachsthums und Sinkens des ottomannischen Reichs" mit Geist und Kenntniß verfaßte, und in solcher

Beschäftigung die Vertreibung aus seinem Fürstenthum verschmerzte.

Eines viel höhern Lebens erfreute sich noch die römisch-katholische Kirche, obwohl sie schon längst nicht mehr in alter Herrlichkeit und Würde blühte. Das todte Formelwesen, das schon Luther so kräftig gerügt, herrschte noch immer über den Geist und verführte zu dieser Zeit die Freyern oder Verwegnern, die Weltleute und die Klugen noch mehr, mit den Formen das Kirchliche überhaupt fallen zu lassen oder schnöde wegzuwerfen. Seltsam begegneten sich zu gleicher Zeit der Aberglaube, der das Unheiligste selbst sich heilig macht, und der Unglaube, der von allem Heiligen sich gern entbindet.

Mehr klügelnder Verstand als stilles frommes Gemüth, mehr Selbstsucht als großherzige

Liebe, mehr Hoffarth als Demuth, dabey mehr Knechtschaft als Freyheit, mehr Gesetzlosigkeit als williger Gehorsam: das sind die hervorleuchtenden Züge im Bilde der Kirche, wie sie damals war, die Evangelische nicht minder als die Katholische.

Diese hatte noch ihr zwar gesunkenes, doch nicht vernichtetes Papstthum; noch die Jesuiten, denen es gelungen war, ihren Orden, einen der jüngsten, doch über alle andere an Einfluß und Macht zu erheben. Noch waren sie die Beichtväter mächtiger Fürsten, die Triebräder in vielen Staaten, die Vorsteher der meisten Schulen ihrer Kirche, die Stützen des Papstthums; ihre wunderbar künstliche und für ihre Zwecke musterhafte und vollendete Verfassung schien ihnen den Besitz verjährter Rechte und Ansprüche zu sichern.

Thätig wirkten sie auch jetzt, nicht bloß die Griechen mit der römischen Kirche zu ver-

binden, sondern auch die Protestanten in den Schooß derselben zurückzuführen. Sie hatten die Freude zu sehen, wie selbst manche von diesen dazu die Hand boten, für denselben Plan wirkten. Es bewährte sich auch hier, daß wenn der Geist einer alten Anstalt gewichen ist, man denselben meist durch äußere Veranstaltungen zu ersetzen und durch künstliche Verknüpfungen sie zu erneuen sucht. So lange der spanische Erbfolgekrieg dauerte, hatte man schon an dieser Vereinigung gearbeitet, und selbst den großen Leibnitz, einen treuen Protestanten, dafür gewonnen, der jedoch manche Blößen der Katholischen, die sie auch bey diesen Versuchen nicht verdecken konnten, nachdrücklich rügte. Aber weder die eifrigen Bemühungen einiger katholischen Theologen und ihre geschäftigen Reisen, Verhandlungen, Zusprüche, noch die feinern Unternehmungen der Jesuiten vermochten, das Werk zu einem

gewünschten Ende zu bringen. Es war im Jahr 1715 schon ziemlich offenbar, daß auch dieser neue Versuch an der, wenigstens nach außen, noch treubewahrten Stellung und Verfassung der evangelischen Kirche scheitern müsse.

England und Preußen, die man zu gewinnen hoffte, mußte man jetzt, da ganz andere Verhältnisse eingetreten waren, schon aufgeben, und der Uebertritt einiger protestantischen Fürsten, unter denen besonders Friedrich August von Sachsen, wegen der Wichtigkeit seiner Herrschaft und der Eigenthümlichkeit seines Landes, aus dem die böse Spaltung hervorgegangen war, zu großen Hoffnungen für die römische Kirche zu berechtigen schien, war nicht von dem erwarteten mächtigen Einfluß. Man mußte sich begnügen, selbst einige protestantische Theologen zur Abschwörung ihres Lutherthums bewogen zu haben, wiewohl es nicht die bedeutendsten, und bey mehreren sehr

irdische Nebenabsichten zu offenkundig waren. Auch vergalten dieß ihrerseits die Protestanten, indem es ihnen nicht minder gelang, einige von der römischen Kirche abzuziehen und mit sich zu verbinden.

Während aber die katholische Kirche auf solche Weise sich vergebens bemühte, äußerlich ihr Reich zu erweitern, übersah sie, daß in ihrem Innern so viele Wunden zu heilen und schwere Kämpfe zu beseitigen waren. Die Jesuiten, die nur dem Papstthum zu dienen schienen und doch, zum sichern Zeugniß des Verfalls desselben und ihres eignen Ordens, selbst gegen die Päpste übermüthig, ungehorsam, eigensinnig sich bewiesen, erregten selbst den Kampf, der ihrer Kirche einen unheilbaren Schaden zufügte.

Sie hatten muthwillig und bösartig die verderblichen Jansenistichen Händel erweckt, die nun schon seit 1640 ihre Kirche erschüt-

terten und entzweyten. Wenn irgendwo, so giebt sich in diesem Streit die Willkühr kund, die nach Belieben Gesetz und Satzung drehet und wendet: das Hangen an Formen, die man nach Gutdünken deuten kann; die Geistesknechtschaft, die aller Geistesfreyheit feind, Alle in gleiche Bande schlagen möchte; die Feindseligkeit, die alles gemüthlichere Leben in der Religion mit der Macht der Auctorität schlagen möchte; die absichtliche Zwietracht, die gehässige Verfinsterungssucht, die als böse Geister die hierarchische Gewalt erhalten wollten, und darüber die Kirche verwirrten und untergruben.

Ueber gewisse Lehrsätze, die ein frommer Bischof, Corellius Jansen, in einem, erst nach seinem Tod erschienenen unschuldigen Buch vorgetragen, und die an sich selbst dem kirchlichen Lehrgebäude nicht entgegen waren, hatten die Jesuiten bloß deßwegen, weil Jansen in seinem Buche manche ungünstige Seitenblicke

auf sie geworfen, überall Lärm erhoben und sogar die Verdammung jener Lehren in Rom wiederholt bewirkt. Weil aber mehrere katholische Geistliche und Theologen weder diese Verdammung für gerecht, noch jene Lehren für ketzerisch halten mochten, wurde nun der Name Jansenisten als ein recht gehässiger und abscheulicher Ketzername gebraucht, und obwohl eine Parthey von Jansenisten eigentlich gar nicht bestand, sondern nur die Nothwehr einige, die gegen jesuitische Verfolgungssucht sich zu vertheidigen hatten, enger an einander knüpfte, ward doch die ganze katholische Welt in Bewegung gesetzt, die Jansenistische Secte zu unterdrücken.

Die Jesuiten hatten diesen alten Streit, der nun schon über siebzig Jahre dauerte, von neuem angefacht, als Paschasius Quesnel seine Bemerkungen über das Neue Testament mit tadellosem Sinn herausgegeben und der

Verdammung der Jansenistischen Lehren nicht hatte beystimmen wollen.

Der alte Ludwig XIV. war von den Jesuiten, besonders dem Pater la Chaise und le Pellier, seinen Beichtvätern, leicht überzeugt worden, es sey ein frommes Werk, wenn man die Jansenisten unterdrücke, wie weiland die Hugenotten, denen man jene gern zugesellen mochte; und weil der König selbst vor der Ketzerey in seinem Reich, wie seine fanatischen Beichtväter sie ihm eingebildet hatten, erzitterte, bot dieser Alles auf, den Papst zu ernstern Maaßregeln zu bewegen. So war Clemens XI. im Jahr 1713 verleitet worden, die berüchtigte Constitution: Unigenitus, ausgehen zu lassen, in der 101 Sätze aus Quesnels Neuem Testament, als Jansenistisch, verdammt wurden. Diese Bulle Unigenitus reizte gleich anfänglich mehrere der besten Theologen in der römischen Kirche zum

Widerspruch, und im Jahr 1715 kämpfte man noch mit tiefer Erbitterung über das päpstliche Machtwort, das dem leichtsinnigen französischen Volk ein Gegenstand der Belustigung, des Scherzes und der Satyre, den Bessergesinnten ein Stein des Anstoßes war. Aber je ernster die Jesuiten die Sache betrieben, je heftiger sie den altersschwachen König bis an seinen Tod zu Verfolgungen reizten; desto lauter ward der Unwille gegen sie, der schon in tiefe Verachtung überging. Und so gruben sie durch ihre Ränke sich selbst ihr Grab, und schon vernehmlicher wurden die Stimmen, welche die Vernichtung dieses Ordens forderten. Davon gab eben ein Vorspiel der Herzog von Savoyen, der, als König von Sicilien, plötzlich alle Jesuiten aus der Insel verbannte, und in Einer Nacht alle auf Schiffen abführen ließ.

Der Jansenistische Streit selbst ward noch lange nicht geendet, aber, wenn man den

Jesuiten die Absicht beymessen dürfte, die ganze Kirche zu entzweyen und zusammenzuwerfen, so hätten sie dieselbe nicht sicherer erreichen können, als auf dem Wege, den sie bey diesem Streit betraten und besinnungslos verfolgten.

Indessen hatte sich gegen sie noch ein anderes Ungewitter zusammengezogen, bey dem sie viel unschuldiger waren, aber doch alte Schuld büßten, und das im Jahr 1715 sich entladen zu wollen schien. Nicht bloß war ihre Sittenlehre schon vielfältig, ernsthaft und spöttisch, angegriffen, oder so ironisch und satyrisch gelobt worden, daß sie theils Gelächter, theils bittern Unwillen erregte; selbst ihre Glaubenslehre und ihre Lehrart ward immer nachdrücklicher und heftiger bekämpft und verfolgt. Schon zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatten besonders ihre neidischen Gegner, die Dominikaner, wiederholt den Vorwurf in Anregung gebracht, daß sie, bey ihrem Missions-

geschäft in China, wo sie nach ihrer Weise klug und fein, darum folgereich, aber freylich nicht völlig im ächten Geist der römischen Kirche, für die Ausbreitung derselben wirkten, sich allzuviel nach den heidnischen Gewohnheiten bequemten, den Neubekehrten nicht nur vieles nachsahen, sondern auch selbst gewissen Landesgebräuchen, die allerdings nicht christlich waren, sich unterwarfen. Jetzt beschuldigte man sie immer bestimmter verderblicher Religionsmengerey. Endlich ward Clemens XI. gegen sie aufgereizt und 1715 erschien die Bulle: Ex illa die, in welcher die Jesuiten hart bedroht und die chinesischen Landesgebräuche für die Christen verboten wurden.

Der Papst gab bey dieser Bulle, und noch mehr bey der Handhabung derselben Blößen, die seiner Macht und seinem Einflusse nachtheilig waren; die Jesuiten fanden in China dagegen Schutz, und arbeiteten dort selbst gegen

das päpstliche Ansehen. Aber sie mehrten nur den Unwillen, die Feindschaft und den Haß, die gegen sie schon angefacht waren, und so ward die Bulle ihnen doch gefährlich und verderblich.

Solche Kämpfe, welche auch in das innerste Leben der Kirche tief und oft schneidend eindrangen, waren ihr um so verderblicher, als der Geist der Zeit den alten Waffen, mit welchen die Hierarchie die Freyheit der Einzelnen unter den Gehorsam ihres Rechts zu beugen, und wenigstens eine äußere Einheit zu sichern pflegte, ihre Kraft genommen hatte. Jeder Kampf innerhalb der Kirche, jeder Versuch der geistlichen Macht, denselben abzulehnen oder zu beseitigen, rief den selbstsüchtigen, willkührlichen und klügelnden Geist des Widerspruchs um so stärker auf, und verbreitete eine wachsende Widersetzlichkeit, einen geflissentlichen Ungehorsam gegen die Kirche und eine ansteckende Sucht,

an ihren Satzungen alle Waffen des Verstandes zu versuchen. Man hatte zu feindlich gegen alle freye Ueberzeugung sich aufgelehnt, einen blinden Glauben zu nachdrücklich gefordert, dem Aberglauben zu viel Vorschub geliehen, als daß nicht ein immer weiter um sich greifender Unglaube Glauben und Aberglauben zugleich hingeworfen und gegen alles Kirchliche sich empört hätte. Dazu kam, daß die geistliche Gewalt schon nicht bloß zu ohnmächtig, sondern auch zu schwankend und sich selber untreu in ihren Maaßregeln war, an Kleines sich hing und Unbedeutendes bekämpfte, Größeres oft nicht anzutasten wagte, öfter übersehen mußte. Ueber die unverfänglichen, wenn auch leicht zu mißdeutenden Meinungen des Jansen hatte sie einen gewaltigen, sie selbst erschütternden Sturm erregt; aber Hülfe gegen den furchtbar frechen Indifferentismus, Naturalismus und Deismus erfand sie nicht, und während sie geringere

Abweichungen von der Kirchenlehre verdammte, und die, so sie hegten, als Ketzer verfolgte, blieben die fast wüthenden Feinde des ganzen Christenglaubens selbst unverletzt, oder die gegen sie ergriffenen Maaßregeln unwirksam.

Mit der römischen Kirche aber war das Papstthum zu innig verwachsen, als daß nicht das immer sichtbarer werdende Sinken desselben auch den Verfall der Kirche, wenigstens äußerlich, hätte herbeyführen müssen. Das Oberhaupt der Kirche war in dieser einmal so gestellt, daß, da es an Einfluß, Achtung und Wirksamkeit immer mehr verlor, auch das Band der Kirche immer lockerer, die Verwirrungen immer größer werden mußten. Die gesammte Geistlichkeit verlor zu gleicher Zeit an der alten Achtung, und es ward immer beliebtere Gewohnheit, mit wahrem und falschen Witz, mit Spott und Verachtung an ihr zum Ritter zu werden.

Unter diesem wachsenden Elend der Kirche retteten sich, wie vordem, auch jetzt viele fromme Gemüther, deren religiöser Eifer auch wohl in mehr und minder lebhafte Schwärmerey überging, zu dem Mystizismus, der in dem sogenannten Quietismus eine im wesentlichen sinnvolle neue Gestaltung gewann. Die Mystiker hielten auch in der römischen Kirche ein, freylich nicht hinreichendes, Gegengewicht gegen den Unglauben und die Irreligiosität der Zeit; ihr inneres Christenthum bildete einen löblichen Gegensatz gegen das nichtige Formelwesen, durch das aller Gottesdienst fast nur zum äußern Gebrauch verkehret war, und ihre schöne Predigt von thätigem Glauben stellte sich friedlich, doch lebendig der argen Sittenlosigkeit des Zeitalters entgegen. Durch alle Länder Europa's verbreitete sich dieser Mystizismus, der, bey all seinen Verirrungen, doch

die günstigste Seite des Katholizismus zu dieser Zeit darstellte.

Noch lebten, obwohl viel angefochten, mehrere Mystiker, die schon zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts Aufsehen erregt hatten, besonders in Frankreich, wo von frommen Gemüthern das Bedürfniß der heiligen Abscheidung von der verderbten Welt um so dringender empfunden ward, als das Verderben und die Entartung dort am größten war. Desto häufiger aber ging dort, auch dem Volkscharakter gemäß, die mystische Frömmigkeit in ein anderes, verführerisches Extrem über, das der Blößen so viele gab, daß die spottlustige Welt und der Ernst der Papistischen leicht Angriffspuncte finden konnte. Noch lebte die vielbekannte Jeanette Marie Bouvieres de la Motte Guyon, aber in engem Gewahrsam, bis zwey Jahre später (1717) der Tod sie befreyte. Sie und die früher verstorbene An-

toinette Bourignon hatten einen gelehrigen Schüler an Pierre Poiret, der noch einige Jahre, wie früher in Deutschland, so jetzt in den Niederlanden, ihre Lehren verkündete. Auch mancher gelehrtere Theolog und angesehene Prälaten waren für diesen Mystizismus um so eher gewonnen, als sie aus dem Elend der Zeit keine andre Zuflucht und Hülfe finden mochten.

Im ersten Monat des Jahres 1715 starb der ehrwürdige François de Calignac de la Motte Fenelon, Bischof zu Cambray, ein vielverkannter Glaubensheld, nachdem schon eilf Jahre früher sein heftigster Gegner, Jacques Benigue Bossuet, Bischof von Meaux, ihm vorangegangen war ins Friedensland.

Ausgezeichnet ist zu dieser Zeit die römische Kirche durch ein merkwürdiges Zusammentreffen sehr erleuchteter oder doch gelehrter Theologen und Geistlichen, die auf einem andern

Weg als die Mystiker, besonders durch Verdienste um die Werke der ältesten Kirchenväter, durch historische Forschungen und fleißige Arbeiten in der Geschichte und Alterthumskunde, sich selbst aus dem wilden Partheykampf, die Kirche aus ihrer Verwirrung zu retten suchten. Unter diesen sind vorzüglich Franzosen zu nennen, die wenigstens in gelehrtem Eifer ihren Kirchengenossen in andern Ländern vorleuchteten.

Noch lebten im hohen Alter Pierre Daniel Huet (schon 85 Jahre alt) und Claude Fleury (75 Jahre alt), beyde um die Kirchengeschichte hochverdient. Männer, wie Louis Ellies du Pin, Stephan Baluze, Niclas de Nourry, Julian Garnier, Eusebius Renaudot, Edmund Martene, Jean Hardouin, die jetzt in reiferem Alter, einige schon als Greise, wirkten; Montfaucon, Prudentius Maran noch mit Jugendkraft; sie boten einen reichen Schatz von

Gelehrsamkeit auf, die frühern Zeiten der Kirche wieder zu erwecken. Würdige Prälaten, wie de la Tour, General der Congregation des Oratoriums, und der fromme Cardinal Noailles, Erzbischof von Paris, widersetzten sich redlich dem einreißenden Verderben der Kirche und huldigten nicht dem Geiste einer frevelnden Zeit. Unverkennbar blieb der katholische Klerus anderer Länder damals hinter dem französischen zurück, und selbst das wissenschaftliche Deutschland konnte seine katholischen Theologen jenen nicht zur Seite stellen. Denn Verdienste, wie sie einige wenige wetteifernd zu erringen suchten, kamen jenen nicht gleich und standen auch zu vereinzelt. Desto herrlicher leuchteten angesehene Bischöfe in Deutschland durch schöneren Sinn hervor, wie der Erzbischof von Salzburg, Franz Anton, Fürst zu Harrach (der letzte Beschützer der Protestanten seines Erzbisthums) und mit ihm

einige geistliche Fürsten und Prälaten, deren Verdienste meist in dem engern Kreis ihrer Herrschaften oder Diöcese beschränkt, dort aber nicht ohne Segen blieben.

Fast zweyhundert Jahre waren nun abgelaufen, seit Luther angefangen, die Hierarchie, das Papstthum und die mit beyden verwachsene alte Kirche zu bekämpfen. Jetzt aber, nachdem sie einigermaßen die Trennung zahlreicher und gesetzlich anerkannter Partheyen verschmerzt hatte, empfand sie doch noch immer bittere das tiefe Weh, das mit jenem ersten Kampf angehoben, jetzt äußerlich vielleicht minder sichtbar, im Innern desto verzehrender fortnagte. Denn jene, durch die Reformatoren begründeten und verbreiteten Ansichten und Meinungen von geistlicher Gewalt, von Menschen- und Glaubensrechten, hatten bey Fürsten und Staatsmännern, auch wenn sie bey der alten Kirche beharrten, doch Eingang und Bey-

fall gefunden, und aus dem Schooß der sogenannten rechtgläubigen Kirche erhoben sich zahlreiche Schriftsteller, die, in gebundner und ungebundner Rede, manchen Grundsatz des Protestantismus, oft selbst ungebührlich, geltend machten, für die zur Anerkennung gebrachten Menschen- und Glaubensrechte und die Geistesfreyheit, diese oft gefährlich mißdeutend und mißbrauchend, gegen die geistliche Gewalt und zugleich gegen die Kirche ankämpften. Vergebens, daß man durch eifriges Bemühen die getrennten Partheyen für die alte Kirche wieder zu gewinnen, den Grund des Uebels zu vernichten suchte. Meinungen, die einmal in vielen Seelen Wurzel geschlagen, und im Fortgang der Zeiten an Ausbreitung immer mehr gewonnen haben, lassen sich durch äußere Veranstaltungen dann am wenigsten unterdrücken, wenn die Staatsklugheit sie bequem und brauchbar findet, und der Geist einer ganzen Zeit,

von ihren mannichfachen Deutungen schon zu tief durchdrungen, zu mächtig ergriffen ist. Schwer lernte die römische Kirche sich bescheiden, daß keine Macht der Welt einem zerstörenden und vernichtenden Zeitgeist zu widerstehen vermag.

Unter solchen Umständen war es der päpstlichen Kirche nur ein kümmerlicher Trost, daß die von ihr getrennten Partheyen, die protestantischen, die sie eigentlich nie als Kirchen anerkannte, von gleichen Uebeln ergriffen und zu derselben Zeit, in Zwietracht und unheilvollen Kampf verwickelt, in größere Ohnmacht und Schwäche versunken waren.

Auch in den Protestanten war der alte Glaubenseifer erkaltet, uud die ursprünglich so schöne Richtung auf Klarheit der Erkenntniß war nur zu sehr in Verstandesklügeley und

trockne Begriffsspaltung, zugleich in eine Streittheologie übergegangen. Noch unversöhnt und unbefriedigt nach den ältern theologischen Kämpfen, hatte die protestantische Kirche, seit der Zeit, da die Jansenistischen Händel die römische verwirrten und schwächten, neue, jenen einigermaßen verwandte, Streitigkeiten allzubegierig aufgenommen, und was von innrer Kraft ihr noch geblieben, thöricht und sich selbst verletzend, an solche innere Kriege verschwendet. Wenn dem alten Geist dieser Kirche entsprechend, auch jetzt selbst diese Kämpfe auf neue geschichtliche Untersuchungen und die gelehrte Schrifterklärung führten, und von dieser Seite einigen, obwohl beschränkten, Gewinn brachten; so war doch viel größer und überwiegend der gleichzeitige Verlust an Einheit und Eintracht, an Glaubensinnigkeit und religiösem Leben. Damals blieben theologische Streitigkeiten noch weniger als jetzt nur auf die

Theologen beschränkt. Auch die Kanzeln wurden zu Kampfplätzen, und die unbesonnensten, leidenschaftlichsten polemischen Predigten zogen selbst geflissentlich die Gemeinden mit in den Kampf hinein. Die Folgen davon zeigten sich bald. Wenn auf der einen Seite die Theilnahme am vermeintlichen Glaubenskampf den religiösen Eifer neu anzufachen schien, so konnte doch dieser, weil er unächter, unheiliger Art war, der Kirche kein Gewinn seyn, den Gläubigen kein Trost, keine Erhebung; und auf der andern Seite ward, weil der Klügeley dadurch nur reichere Nahrung gegeben war, der wahrhafte Glaube um so trauriger gelähmt und geschwächt. Der tolle Streit kampflustiger Geistlichen minderte bey den Gemeinden bald fühlbar die Achtung vor dem geistlichen Stand, um so mehr, als viele aus der Heerde, von andern Meinungen ergriffen, selbst gegen ihre Hirten Parthey nahmen, wie diese gegen jene, und weil

Geistlichkeit, und Kirche und Glaube, in der Ansicht des Volks, oft seltsam sich vermischen und verwirren, verfiel mit der Ehrfurcht gegen die Geistlichen auch die gegen die Kirche und alles Kirchliche, und der Glaube selbst erkaltete.

Aber auch in frömmern Gemüthern, die gern auf ihren Glauben sich steiften, wirkten jene theologischen Kämpfe verderblich, indem Viele, die sich's nicht bergen mochten, daß sie eigentlich nichts davon verständen, entweder sich gewöhnten, vieles Religiöse, das sie mit theologisch für gleichbedeutend hielten, auch als gleichgültig anzusehen und darum immer ungebundner einem unfruchtbaren, immer mehr erstarrenden Indifferentismus sich hinzugeben; oder Rettung zu suchen in dunkeln Beschauungen, mystischem Grübeln und enger Abgeschlossenheit von der herrschenden, streitenden Parthey, wodurch der unholde Geist des Separatismus, den der Protestantismus schon

früh zu begünstigen schien, nur noch verderblicher genährt ward.

Dieser Indifferentismus und Separatismus, oder die Glaubensträgheit und kirchliche Absonderungslust, die beyde dem selbstischen Zeitgeist fast gleichmäßig entsprachen, traten denn auch zu der Zeit, von der wir reden, in der protestantischen Kirche besonders unerfreulich hervor. Und selbst vieles Gute, was, wie jede Zeit, so auch diese, innerhalb der Kirche hervorbrachte, ward von jenen bösen Geistern gemißbraucht und entstellt, dergestalt, daß es auch ein Jahrhundert später der Mißdeutung leicht bloß gegeben ist.

Fromme Geistliche hatten schon früher und auch jetzt über den einreißenden Unglauben geklagt, den sichtbaren Verfall der Kirche erschütternd dargestellt, und das dringende Bedürfniß einer neuen Kirchenverbesserung bewiesen. Sie hatten aus der Streittheologie der Zeit auf das

ächte, thätige Christenthum und den liebewirkenden Glauben und auf treues Forschen in der heiligen Schrift hinzuführen gesucht, und ein schönes Gegengewicht gegen den schnöden Zeitgeist in Kraft zu setzen, gewagt. Aber ihre Stimme war theils in dem, was der Zeit am meisten Noth that, und was sie fest hielten, unwirksam geblieben, theils hatte sie selbst neuen Kampf, wider ihren Willen, erweckt, theils selbst den Klippen des Separatismus nicht ganz entgehen können.

So waren aus einem redlichen und, wie es schien, zeitgemäßen Bemühen die pietistischen Streitigkeiten hervorgegangen, die aufs neue mächtig die protestantische Kirche entzweyten und bewegten, und im Jahr 1715 noch in hellen Flammen standen. Seit zehn Jahren schon war der fromme, vielgetreue Philipp Jacob Spener todt, der, vom Friedensgeist erfüllt, doch selbst unschuldige Veranlassung zu

diesen Händeln gegeben hatte. Jene frommen Versammlungen aber, die er besonders zu Erweckung gläubiger und ächt biblischer Gesinnungen und Ansichten veranstaltete, und in denen, was beym öffentlichen Gottesdienst etwa unerörtert blieb, in der Schrift und nach ihr erklärt, und die Gemeinde auf der Bahn des reinen Christenthums geleitet werden sollte, konnten leicht neue Absonderungen innerhalb der Kirche selbst bewirken, und führten, gegen die Absicht des frommen Mannes, wirklich bald in mehrern Gegenden dazu. Nach dem westphälischen Frieden hatten die protestantischen Theologen sich am heftigsten wegen des Synkretismus bekriegt, mit welchem, nachher mehrdeutigen, Namen man zunächst die Lehre der Theologen bezeichnete, die das reine Lutherthum nicht streng genug gegen die Katholischen zu verwahren, diesen zu viel nachzugeben schienen; und die neuen Kircheneinigungsversuche

ließen auch jetzt diesen Streit nicht ganz aussterben. Am lebhaftesten aber lagen jetzt, nach dem Rastadt-Badner Frieden, wie schon während des ganzen spanischen Kriegs, die streitsüchtigen Theologen gegen den Pietismus zu Felde, womit man anfänglich nur jene Lehre von der Nothwendigkeit einer neuen Kirchenverbesserung und die Versuche, dieselbe zu beginnen, nachher aber alle von der herrschenden Theologie sich unterscheidende Frömmigkeit benannte, so daß der Schimpfname Pietist dann eben so für einen Separatisten, Schwärmer und Scheinfrommen galt, wie der gleichverhaßte Synkretist später auch für einen Indifferentisten, Ungläubigen und Afterlehrenden. So hatten die protestantischen Theologen die Freude, ziemlich gleichzeitig mit den Katholischen, auch in ihrer Kirche, gegen zwey ähnliche Gespenster, gegen den Pietismus, wie diese gegen den Quietismus, und gegen den Syn-

kretismus, wie diese gegen die jesuitische Religionsmengerey, tapfer anzukämpfen, nachdem sie, was der römischen Kirche der Jansenismus war, in der ihrigen schon zur Zeit der synergistischen Händel ausgestritten und ausgepocht hatten.

Das Jahr 1715 eröffnete noch keine Aussicht, die pietistischen Streitigkeiten endlich zum Heil der protestantischen Gemeinden zu beseitigen. Zwar hatte der Tod schon drey Jahre früher einen der wildesten und leidenschaftlichsten Gegner des Pietismus, den berüchtigten Johann Friedrich Mayer, zuletzt Professor in Greifswalde, dem Kampf entnommen und 1715 starb auch sein Geistesverwandter, Samuel Schelwig zu Danzig. Aber es standen noch rüstige Kämpfer da, welche alle Versuche der weltlichen Obrigkeiten und alle Verordnungen zur Beylegung des Streits vereitelten.

Unter so unfreundlichen Zeiterscheinungen verweilt der Blick am liebsten bey einigen von denen, welche als Pietisten bekämpft wurden, aus denen besonders August Herrmann Frank, Professor und Prediger zu Halle, mit ächt christlichem Sinn hervorleuchtet. Sein eignes Leben war das schönste Bild des thätigen Christenthums, das er verkündete, und man darf wohl sagen, daß jetzt schon, da er zwey und funfzig Jahr alt war, wunderbarer Segen jeden seiner Schritte bezeichnete. Wohl zitterten eben damals seine Freunde vor seinem nahen Verlust, den seine Kränklichkeit fürchten ließ; aber noch zwölf Jahre fristete Gott ihm das Leben. Schon blühte herrlich das mit Anfangs sehr geringen Mitteln von ihm gegründete Waisenhaus, und aus seinem Unterricht gingen Schüler hervor, die rechte Hirten ihrer Gemeinden und starke Stützen der evangelischen Kirche wurden.

Ihm zur Seite stand, im reifen Mannsalter, mit christlichem Sinn und Wirken, der unvergeßliche Freyherr von Canstein, der 1712 die große Bibelanstalt in Halle gegründet und so wohl geordnet hatte, daß sie auch nach seinem bald erfolgten Tod (1719) mit reichem Segen fortwirkte.

Schon standen diese Hallischen Anstalten in enger Verbindung mit dem dänischen Missionsinstitut, dem sie auch die beyden ersten Glaubensboten, Heinrich Plütschau und Bartholomäus Ziegenbalg, gesendet hatten. Letztrer, ein frommer Lausitzer, war 1714 nach Dänemark gekommen, um größere Unterstützung zu erbitten, und kehrte jetzt nach Ostindien zurück, wo er nachher noch vier Jahre an Begründung und Ausbreitung des Christenthums treu und eifrig arbeitete.

Auch der fromme Graf Zinzendorf lebte jetzt, erst funfzehn Jahre alt, auf dem Päda-

gium zu Halle, wo er von jenem religiösen Eifer erfüllt ward, der zwar später auch bey ihm in die Neigung zum Separatismus überging, aber auch zu großer Thätigkeit für Erhaltung des reinen Christenthums und die weitre Ausbreitung desselben durch Missionen beseelte.

Ein ähnlicher Eifer erfüllte schon jetzt den großherzigen norwegischen Prediger, Hans Egede, der bereits fünf Jahre früher dem dänischen Hof seine Vorschläge zur Belehrung der Grönländer übergeben, aber noch nichts ausgerichtet hatte, weßhalb er 1715 seine Vertheidigungsschrift, gegen viele Mißdeutungen seiner Absicht, eine Rechtfertigung seines Plans und neue Vorschläge dazu, auffetzte. Aber erst sechs Jahre später bestieg er das Schiff, die Hoffnung genannt, das ihn zu seinem Werk bey jenen Heiden führte.

Zwischen solchen günstigen Ansichten der protestantischen Kirche blickte überall der Geist des Separatismus hindurch, der in ihren beyden Hauptgemeinden, der lutherischen und reformirten, überhand genommen, und in letztrer besonders viel Spaltungen und Partheyungen erzeugt hatte. Dabey war aber in den abgesonderten kleinen Gemeinden ein gewisser Glaubenseifer nicht zu verkennen, der wenigstens einen günstigen Gegensatz gegen den einbrechenden Indifferentismus und die Frivolität der Zeit bildete.

In England besonders, wo die Spaltung, auch durch die Staatsverfassung befördert, am größten war, erhielt sich in den kleinern Gemeinden, neben manchen Verirrungen, viel frommer Sinn, der bey den Quäkern besonders schöne Früchte trug. Noch lebte, nachdem Georg Fox schon vor einigen zwanzig Jahren gestorben war, ihr Wilhelm Penn (bis 1718),

der das von ihm gegründete Pennsylvanien schon in schöner Blüthe sah, und für den Christenglauben und eine christliche Cultur in Nordamerika segensreich wirkte.

Auch die englische Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums war schon seit 1674 und noch mehr seit ihrer 1701 erfolgten öffentlichen Bestätigung, in voller Thätigkeit für ihren frommen Zweck, und die mit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gegründete und mit ihr engverbundene, Vereinigung zur Ausbreitung christlicher Erkenntnisse, stand ihr an Eifer nicht nach.

Wenn auf solche Weise thätiges Christenthum sich noch immer wirksam bewies und auch jetzt, als ein durchscheinendes und freundliches Licht mitten in trüber Zeit leuchtete; so suchten auch Viele in jenem Mystizismus ihr Heil, der in allen christlichen Jahrhunderten, in mannichfaltiger Gestaltung, auf die christliche Kirche

bedeutend eingewirkt hatte. Der Pietismus selbst war, wenigstens in Speners, Franke's, Cansteins Geist, ein sehr edler und lautrer Mystizismus; aber es greift in diese Zeit auch noch ein andrer über, der meist an Jakob Böhme's Theosophie sich anschloß, und manche seltsame, schwärmerische, doch auch einige ehrenwerthe Männer erfüllte. Die kleine Gemeinde, welche Johann Georg Gichtel, einer der wirksamsten dieser Theosophen, gestiftet, erhielt sich auch jetzt, nach dem Tode ihres Meisters, wie noch lange nachher. Einer der achtbarsten Mystiker, der mit großem Erfolg sein Leben einem geläuterten Christenthume gewidmet hatte, Gottfried Arnold, war 1713 gestorben, aber Johann Wilhelm Petersen, der jenem weit nachstand, und seinen schwärmerischen Meinungen zu Liebe sein Amt (er war Superintendent in Lüneburg) aufgegeben hatte, wirkte noch emsig fort und hatte

Einfluß auf Viele, während Johann Konrad Dippel, im ersten Jünglingsalter schon, auf seine geheimnißvolle Weisheit sann. Und durch ganz Deutschland waren solche mystische Seher und kleine Gesellschaften verbreitet, die oft auch die Pietisten, mit denen man sie leicht verwechselte, in übeln Ruf brachten, und den sogenannten rechtlehrenden Theologen viel Anstoß gaben.

Auch die neue Wolfische Philosophie regte schon viele protestantische Theologen zu neuem Kampfe auf, der noch lange Jahre fortdauerte, immer ernstlicher ward, und Einheit und Frieden immer mehr zerstörte, selbst wenn wohlgesinnte Männer, wie Joachim Lange, mit redlichem Eifer stritten.

So konnte der Saame der Zwietracht in beyden protestantischen Hauptgemeinden nie aussterben und sie bieten, in dieser Zeit, überall das traurige Schauspiel unchristlichen Haders

und Kampfes dar. Während aber so aller Friede im Innern vernichtet war, fehlte es auch jetzt nicht an Versuchen, beyde protestantischen Kirchen mit einander zu vereinigen, so wie auch hier und da eine Geneigtheit sich zeigte, der lockenden Einladung der römischen Kirche, zur Rückkehr in ihren Schooß, zu folgen. Aber desto heftiger widerstrebten die bedeutendsten protestantischen Theologen jeder Vereinigung, und so wirkte auch jetzt das Bemühen, diese herzustellen, nur neue Entzweyung.

Unter den steten Kämpfen aber vernahm man kaum die Klagen der fernen evangelischen Brüder, die in manchen Ländern noch schwer gedrückt wurden, wie in Ungarn, wo 1715 der Landtag in seinen Schlüssen sehr nachtheilige Befügungen gegen die Evangelischen ausgehen ließ und ihre Rechte kränkte.

In beyden protestantischen Kirchen fehlte es nicht an gelehrten Theologen, die wenigstens

nicht alle durch die herrschenden Streitigkeiten den wissenschaftlichen Arbeiten entzogen, oder auch durch jene auf diese geleitet wurden. Unter den Reformirten, bey denen auch die alten Cartesianischen und Coccejischen Streitigkeiten sich noch nicht verblutet hatten, entzogen sich doch mehrere gelehrte Theologen denselben, soviel möglich. Gilbert Burnet, Bischof von Salisbury, der 1715 in hohem Alter starb, hatte um die Geschichte, wie um seine Gemeinde, sich große Verdienste erworben, und Samuel Clarke, Humphry Prideaux, so wie Campegius Vitringa, Jakob und Samuel Basnage, Albrecht Schultens, Johann Jakob Hottinger, la Placette, Turretini, Pictet, so wie in Deutschland Daniel Ernst und Paul Ernst Jablonski, wirkten, mit zwar ungleichem Verdienst, aber rühmlichem Eifer, durch Schriftauslegung und histo-

rische Erörterungen eine wissenschaftliche Theologie mehr und mehr herzustellen.

Fast ärmer an gelehrten Theologen war die lutherische Kirche. Ihr trefflicher Gerhard, ihr Calixtus, Baier, Calov, waren längst todt. Sie verlor 1715 an Gottfried Olnarius, Professor in Leipzig, einen tüchtigen, friedliebenden Mann. Indeß wirkten noch in Jena Johann Franz Buddeus, in Tübingen Johann Wolfgang Jäger, in Halle Joachim Lange und Johann Heinrich Michaelis, in Hamburg Johann Albert Fabrizius. Andere, wie Ernst Salomo Cyprian, Valentin Ernst Löscher, Johann Albrecht Bengel, Salomo Deyling, Johann Lorenz Mosheim, standen noch in erster Jugend, und mehrere der nachmals berühmtesten Theologen, deren Werke zum Theil jetzt schon als veraltet gelten, waren noch nicht geboren. Die Ver-

dienste der genannten tiefer eingehend zu würdigen, ist hier nicht der Ort.

Gewiß fehlte es nicht an theologischer Gelahrtheit, aber damit allein war auf keine Weise der verfallenden Kirche aufzuhelfen, ja man darf sich's nicht bergen, daß manch großer Aufwand von Gelehrsamkeit, der Innigkeit des Glaubens wenig günstig war, obwohl zu dieser Zeit die stimmführenden Theologen noch nicht so völlig jene Richtung genommen, in der die spätern Glauben und Kirchenthum, mit ihrer vermeintlich aufklärenden Weisheit, immer mehr verdrängen mochten. Die Kampflust stumpfte allmählig sich ab, aber desto schnöder trat der Indifferentismus auf, und die Willkühr, welche immer weniger die durch ein unaustilgbares Gesetz des Geistes gegründeten Schranken unsrer Erkenntniß beachtete, und um so kühner ward, als der Widerstand, den sie Anfangs fand, schwächer. Noch hielt man zu dieser

Zeit ziemlich streng über die in den symbolischen Büchern der evangelischen Kirche ausgesprochenen Grundlehren, und dachte selbst die durch den westphälischen Frieden errungenen Gerechtsame, die an jene gebunden waren, durch Bewahrung derselben, schützen zu müssen. Aber je mehr in Deutschland bey den spätern losen Reichsverhältnissen diese Rücksicht wegfiel, desto ungebundner deutete man die kirchliche Glaubenslehre, und kämpfte innerhalb der evangelischen Kirche selbst fast eben so eifrig gegen diese, wie man um das Jahr 1715 noch gegen das Traumbild, das man Ueberreste des Papismus nannte, zu streiten sich berufen hielt.

Luthers theurer Name und Lehre galt damals noch so viel, daß man jenen und diese in ungekränkter Ehrfurcht zu erhalten strebte, damit auch das Lutherthum in einem strengen Gegensatz gegen den Papismus bliebe. Man begriff wenigstens, daß wenn die evangelische

Kirche überhaupt als eine besondre Kirche bestehen solle, dieß allein möglich sey durch Aufrechthaltung der wesentlichen Grundsätze ihrer Besonderheit und der Grundlagen ihrer Verfassung. Aber man vergaß, wie man in den fortdauernden innern Kämpfen vielfältig von ächt evangelischem Geist derselben abwich, und daß man den Protestantismus nicht zu sehr bloß nach außen wenden dürfe. Man hielt streng auf die Form; doch den Geist zu bewahren, war man minder bedacht.

Weil aber alles Formenwesen, ohne den inwohnenden Geist, todt ist, und der Verstand sich gegen alles todte Formenwesen sträubt, bald es eigenmächtig und willkührlich zu beleben sucht, bald ganz wegwirft, die Widersetzlichkeit aber um so größer wird, als von der andern Seite gewaltsam und herrisch die Form vertheidigt und aufgedrungen werden soll; so bereitete sich unabweisbar jener neue Kampf in der protestan-

tischen Kirche, in dem endlich der Verstand und die selbstische Deutung über den sogenannten alten Glauben den verderblichen Sieg davon trug.

Diesem Siege und dem Geiste der spätern Zeit leistete aber die damalige nur zu viel Vorschub, besonders durch die ungeheure Frechheit und schamlose Ungebundenheit, mit der in der evangelischen, wie in der katholischen Kirche, in letztrer zunächst, mehrere Männer, zum Theil reich an Scharfsinn, aber arm an Gemüth, erst gegen Kirchenthum und Geistlichkeit, dann entschiedner gegen alle Offenbarung und das Christenthum selbst ihre Angriffe richteten. Man darf nicht verkennen, daß mehrere von diesen Männern, zunächst durch die damalige Geistlichkeit, ihre Zanksucht und Streitigkeiten, ihre Geistesdespotie und ihr Einmischen in alle

weltliche Verhältnisse zu solchem Beginnen verleitet, aber noch mehr durch eigenen Dünkel und Stolz, durch den Geist des Widerspruchs und der Willkühr, dem Zeitgeist gemäß, dazu verführt wurden. Sie erklärten aller geoffenbarten Religion den Krieg, und suchten unter dem Namen der natürlichen Religion im Grund nur die eigene Weisheit auf den Thron, der die Welt beherrschte, zu erheben. Wenn sie auf diese Weise gegen alle Religion, da man ihre Meinungen nicht für Religion halten möchte, gleichgültig erschienen; so erhielten sie mit gleichem Recht den Namen Indifferentisten, wie Naturalisten und Deisten.

Solcher waren schon früher, besonders in England, mehrere aufgetreten, und der Geist der längst gestorbenen, des Eduard Herbert von Cherbury, der allein einer Offenbarung sich gewürdigt glaubte, weil er die bestehende mit einer angeblich selbst empfangenen bekämpfte;

des Thomas Hobbes, der sogar die Grundsätze der Sittlichkeit erschüttern wollte; und des Karl Blount, der am sinnlosesten alte nichtige Vorwürfe gegen das Christenthum geltend zu machen suchte, wirkte verführerisch in diese Zeit hinüber. Gegen solche Frey- oder vielmehr Frech- und Wahndenkerey waren zwar in England ernste Maaßregeln ergriffen worden, und viele Vertheidiger des Christenthums aufgetreten, unter denen am umfassendsten Cudworth jene Meinungen einer strengen Kritik unterworfen hatte; aber keine Widerlegung hatte die Gegner beschwichtigt, zumal man meist von einem Standpunkt ausging, den jene nicht anerkennen mochten, und auf welchem zum Theil der Streit selbst beruhte. Einen sichern Weg hatte der treffliche, für Religion und die Offenbarungen Gottes in der Natur begeisterte, und von lebendigem Christenglauben erfüllte Irländer, Boyle, betreten, der, obwohl er den bösen

Geist der Zeit nicht beschwören konnte, doch kräftig gegen den Unglauben ankämpfte und in seiner Stiftung, die gewisse jährliche Predigten gegen Unglauben und Aberglauben verordnete, noch nach seinem Tod segenreich fortwirkte.

Noch wetteiferten aber zu der Zeit, von der wir reden, Engländer und Franzosen (die Deutschen erhielten von diesem Wahnsinn sich länger frey), wer am zügellosesten und frechsten, unter dem Schein eines Kampfes für die Wahrheit, aller Wahrheit Hohn sprechen könne. Der Graf Shaftesbury, dessen witzige Spottlust nichts verschonte, wiewohl er selbst das Wohlwollen als Grundlage der Sittenlehre schön und sinnreich aufstellte, war zwar seit zwey Jahren todt; aber das Jahr 1715 gab dafür dem Lord Vicomte Bolingbroke, da Georg I. ihn seines Staatssekretariats entsetzte, die unerwünschte Muße, durch Schriften mancherley Art seinen Groll

und Ingrimm in Kämpfen gegen die Offenbarung zu äußern. Gleichzeitig arbeiteten, obwohl mit sehr verschiedenem Geist, doch im wesentlichen für Einen Plan, den Glauben zu stürzen und das Christenthum zu zerstören, die Engländer Toland, Collins Tindal, Woolston, zu denen sich bald auch Morgan und Chubb gesellten, der Franzose, Graf Boullainvillier, Mandeville, der, in Holland geboren, in England seine Ansichten entwickelte, und ein Italiäner, Albert Radivati, Graf von Passerani. Sie schienen, bey nicht gemeinen Geistesgaben, besonders schneidendem, aber befangenem Scharfsinn, den die meisten von ihnen, und blendendem Witz, der einige auszeichnete, eine Probe ablegen zu wollen, wie weit es der Mensch bey stolzem Uebermuth und frecher Verschmähung des Heiligen, in systematischer Tollheit, bringen könne, welcher rasenden Klugheit er fähig sey.

Solche krampfhafte Aeußerungen des kranken Menschengeistes wirkten, wie körperliche Krämpfe, in schwachen Naturen ansteckend fort, um so mehr als der Ansteckungsstoff überall Empfänglichkeit fand, und das leichte Volk der sogenannten Weltleute sog begierig die oft nur halbverstandene giftige Weisheit ein. Mancher, dem Anfangs vor dieser scheinlebigen, todten und trostlosen Erkenntniß innerlichst graute, befreundete sich allmählig doch mit ihrem schmeichlerischen Blendwerk, und der Indifferentismus fand in demselben kraftlose, aber doch erhaltende Nahrung. So war denn schon zu dieser Zeit die Afterphilosophie so weit gediehen, daß später die Voltaire, de la Mettrie, d'Argens und die Encyclopädisten es kaum weiter treiben konnten, und sich mit der Ehre begnügen mußten, dieselbe nur weiter und allgemeiner durchzuführen und so das luftige Gebäude zu vollenden.

Es fehlte nicht an redlichen Wahrheitsfreunden, die diesem gränzenlosen Unwesen redlich entgegenwirkten. Ditton, der im Jahr 1715 starb, war ein solcher, aber doch seine Stimme nicht bedeutend und durchdringend genug, um ihm zu steuern, was auch die geistvollste Gründlichkeit nicht vermocht hätte, und erst später bildeten Benson, Leland, Lardner, deren Zeit noch nicht gekommen war, und andre mit ihnen, voll Eifer und gründlichstrenger Forschung, ein Gegengewicht, welches das Uebel zwar nicht vernichten konnte, aber doch nicht ohne wirksamen Erfolg war.

Doch war auch diese Zeit von dem Streben nach ächter Philosophie nicht ganz entfremdet, und es glänzen hell, im Bild dieses Menschenalters, erleuchtete und redliche Männer, denen es mit der Wahrheit, die sie suchten, ein

heiliger Ernst war, und deren Namen unsterblich sind.

Es entspricht dem Zweck dieser Blätter nicht, das gesammte wissenschaftliche Bemühen dieser Zeit und seine Früchte vollständig abzubilden, und so zeichnen wir nur die bedeutendsten Namen aus, die das Jahr 1715 verherrlichten, oder zierten oder doch belebten.

Vor allen ragt der herrliche deutsche Geist hervor, der nur darin die Schuld seines Zeitalters theilte, daß er sich der für den Umfang und die Tiefe seiner Ideen viel zu armen und beschränkten französischen Sprache bediente, Friedrich Wilhelm, Freyherr von Leibnitz, der 1646 geboren, jetzt Greis war, aber bis ans Ende seines Lebens (1716) der Religion und der Wissenschaft lebte, und noch immer, wenigstens in Briefen, den reichen Schatz seines unergründlichen Geistes und seiner vielumfassenden Kenntnisse mittheilte.

Gleichzeitig wirkte, diesem Einzigen zwar nicht vergleichbar, aber als redlicher Forscher, der die Wahrheit liebte und suchte, wohl würdig neben ihm genannt zu werden, Christian, Freyherr von Wolf, der 1715 sechsunddreyßig Jahr alt, in der Kraft seines männlichen Alters, alle Zweige der philosophischen Wissenschaften, an welchen seine mathematischen Arbeiten sich anschlossen, durchwanderte, in jedem zu ordnen, zu sichten und Licht anzuzünden suchte, wenigstens einer künftigen deutschen Wissenschaft redlich und treulich vorarbeitete, und noch viele Jahre als Lehrer in Halle und Marburg, und auch nach seinem Tod noch, durch seine Schriften wirkte.

Auf eine Stelle neben ihnen macht Christian Thomasius Anspruch, der eben sowohl günstig als ungünstig ein rüstiger Bekämpfer des noch mächtigen Aberglaubens, aber auch ein leidenschaftlicher Feind der Geistlichkeit, in

das Leben dieser Zeit eingriff, und auch als Jurist, durch eigenthümliche Erörterungen des Kirchenrechts, auf kirchliche Verhältnisse einwirkte. Das Alter lähmte seine Thätigkeit und seinen Eifer nicht. Jetzt, 1715, schon sechzig Jahre alt, stritt er noch wie ein Jüngling, und blieb bis in sein späteres Alter wenigstens sich selber gleich, obwohl er, bey aller Erhebung über seine Zeit, doch ihre Fesseln trug.

Ihm zur Seite stand der berühmte Rechtsgelehrte Just. Hennings Böhmer, der an Alter und Geist, aber nicht an Gelehrsamkeit unter ihm war, und nicht als Philosoph, aber als ein Mann von altdeutscher Gelahrtheit, immer mit Achtung zu nennen ist, selbst wenn er beschränkter erscheint.

Eine besonders günstige Ansicht bietet diese Zeit dar, wenn man auf die vielen trefflichen Männer sieht, die jetzt als Physiker, Naturforscher und Mathematiker für alle Zeiten arbei-

teten, neue Bahnen brachen, neue wichtige Aufschlüsse mittheilten, neue Untersuchungen und Beobachtungen anregten, und eine höhere Naturwissenschaft begründeten. Je entschlossener sie auf diesem Wege das suchten, was die verworrene, thörichte Mitwelt vergaß oder verschmähte, je treuer sie selbst nach Wahrheit und Gewißheit rangen; desto dankbarer gedenken wir ihrer Verdienste.

Mit Achtung ist in dieser Hinsicht der Schweizer Johann Bernoulli zu nennen, der (geboren 1667) jetzt im höhern Mannesalter, als Mathematiker und Physiker, zunächst in seinen Lehrämtern zu Gröningen und später zu Basel, durch seine Schriften aber für ganz Europa wirksam war, und zu den Zierden dieser Zeit gehört.

England aber stellte dem deutschen Leibnitz einen unsterblichen Mann zur Seite, Isaak Newton, der, wie jener, jetzt ein

Greis (1710 schon dreyundsiebzig Jahre alt), noch jugendlicher Munterkeit sich freute, und noch eilf Jahre lang in der Physik und Mathematik zu Einsichten führte, welche die frühere Welt kaum geahnet hatte.

Er hatte in dem um einige Jahre jüngern Edmond Halley einen würdigen Freund gefunden, der, einer der vorzüglichsten Astronomen, auch auf seinen großen, beobachtungsreichen Reisen, die Wissenschaft erweitere und von manchem Irrthum befreyte.

So muß auch Samuel Clarke hier genannt werden, der nicht nur als Theolog und Kritiker sich einen Namen, sondern auch als Physiker und Metaphysiker Verdienste erwarb, und noch zwanzig Jahre lang der Wissenschaften, denen er sein ganzes Leben weihte, Verehrer und Förderer war.

Unter den Franzosen hatte Philipp de la Hire schon seine Reisen zur Fortsetzung

des großen Meridians vollendet, seine gehaltreichen Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel bekannt gemacht, und in Mathematik, Astronomie und Physik neue, wohlgegründete Ansichten eröffneten.

Jüngere Freunde der mathematischen und physischen Wissenschaften, der Cardinal Polignac, Desaguliers, Wilh. Jac. s'Gravesand, Peter von Muschenbroek und Andere eiferten jenen rühmlich nach, und auch unter den Deutschen arbeiteten Wucherer, Löscher, Teichmayer, Winkler, minder durch eigene Beobachtungen ausgezeichnet, aber doch durch redlichen Fleiß in demselben Gebiet, für das eine allgemeinere Liebe erwacht war.

Dieser Zeit gehört auch Herrmann Börhaave an, der den rechten Weg der Naturkunde, auf welche ächte Naturwissenschaft sich gründet, selbst betreten, und auch seine zahlreichen Schüler auf denselben leitete. Was das

Studium der Alten und treue Beobachtung ihm selbst gewährte, das suchte er nicht bloß mitzutheilen, sondern selbst finden zu lehren, und galt mit Recht als ein Licht der Universität Leiden, auf der er nach 1715 (wo er schon 49 Jahre alt war) noch dreyundzwanzig Jahre, durch alle Länder hochberühmt, wirkte.

Einen ganz entgegengesetzten Weg verfolgte zu dieser Zeit einer der selbstständigsten und eigenthümlichsten Denker, der die Erfahrungskenntnisse, um welche jene sich so eifrig bemühten, fast als nicht vorhanden betrachtete, und sich nicht bloß seine Wissenschaft, sondern auch seine Welt selbst schaffen zu wollen schien. Der fromme und redliche englische Bischof, Georg Berkeley, machte jetzt, in der Kraft männlichen Alters (35 Jahr alt) die ersten Grundlagen seines großen Lehrgebäudes des Idealismus bekannt, in dem mit eben so viel Scharfsinn und Umfassung, als mit reiner

Huldigung der Gottheit, das Daseyn nur dem sich selbst empfindenden Geist, das Daseyn der Außendinge aber diesem nur als Vorstellungen jenes Geistes, und in wiefern sie als Ideen in ihm leben, und alle im unendlichen Geist bestehen, zugestanden war. Der treue Wahrheitsfreund sah in dieser Lehre eine Rettung aus dem verkehrten Materialismus, dem viele der sogenannten Philosophen huldigten, und dem blinden Skeptizismus, dem keine Wahrheit mehr fest stand.

Einen frommen Greis, der die Sittenlehre tief im religiösen Leben zu begründen gesucht hatte, den Pater Nicole Malebranche, nahm das Jahr 1715, nach siebenundsiebzigjährigem redlichen Wirken, hinweg, daß er das höhere, göttliche Licht fände, nach dem er sich im Leben so innig gesehnt, das er treu gesucht hatte.

In Frankreich fing schon damals als sechsundzwanzigjähriger Jüngling der Baron Montesquieu an, sich auszuzeichnen, der nachmals in seinem großen Werk: „Geist der Gesetze" die Idee einer philosophischen Gesetzgebung entwickelte.

Gleichzeitig waren durch alle Länder Europa's Männer verbreitet, die großen Fleiß und herrlichen Eifer dem Studium der alten Sprachen und ihrer Meisterwerke widmeten, von denen hier Einer besonders ausgezeichnet sey, Peter Burmann, der 1715 als Professor der Geschichte und Beredsamkeit, schon im reiferen Mannesalter, nach Leiden kam, wo er noch sechsundzwanzig Jahre mit Kraft und vielumfassender Einsicht thätig war.

Auch der wackre Johannes Hübner soll nicht unerwähnt bleiben, der, ein würdiger Schulmann, auch als Herausgeber vieler nützlichen Schulbücher, die zu ihrer Zeit sehr wohl-

thätig wirkten, ein dankbares Andenken verdient.

In Frankreich eiferte zu gleicher Zeit Anna Dacier, schon dem Greisenalter nahe, für die Ehre der Alten, und suchte die Bekanntschaft mit denselben durch ihre Werke zu befördern. Befreundet mit dem Geiste der Classiker, so viel ein Franzos irgend es seyn konnte, suchte der ehrenwerthe Kanzler Daguesseau, der einer der vorzüglichsten Redner und Rechtsgelehrten Frankreichs war, bey denselben Erholung und Befriedigung, wenn sein verwildertes Vaterland ihn von Geschäften zurückdrängte, weil es ihn, als Staatsmann, zu redlich fand.

Das Gedächtniß der genannten Männer legt ein nicht ungünstiges Zeugniß von dem wissenschaftlichen Leben dieser Zeit ab, dessen vollständigere Abbildung, wenn wir sie hier versuchen dürften, wenigstens zu gerechterer

Würdigung früherer und jetziger Verdienste führen würde, daß wir wenigstens nicht schlechthin unsre Zeit, auf Unkosten jener, erheben möchten.

Indem wir von diesen Andeutungen uns abwenden, erinnern wir nur noch an drey Männer, die, aber nur als Knaben, dem Jahr 1715 angehören, Albrecht von Haller (geboren 1708), in dem ein reicher und herrlicher Geist sich entfaltete, Leonhard Euler (geboren 1707), in dem für alle Zweige der Mathematik und für die Naturlehre ein reiches Talent aufblühte; und den Grafen Büffon (geboren 1707). Zwey Andre, die nachmals berühmt geworden, Helvetius und Bonnot de Condillac, wurden 1715 der spätern französischen Philosophie geboren.

Daß auch Spanien hinter den wissenschaftlichen Verdiensten anderer Völker nicht ganz zurückbleiben wollte, schien es durch die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu

Madrid, 1715, bezeugen zu wollen, obwohl Anfangs es nur ein Schauspiel war, das der neue Bourbonische Hof seinem Reich und der Welt geben ließ.

Eine fast dürre Zeit war damals für die Dichtkunst. England hatte seinen Shakspeare und Milton, Spanien seinen Cervantes und Calderon schon lange nicht mehr. Ihre Gesänge begeisterten und entzückten noch ihr Volk, aber sie weckten noch keinen, mit gleicher Kraft ihnen nachzueifern, so wenig, als in Italien die alten großen Meister dieses Landes.

Frankreich freute sich der Lorbeeren, die seine nun geschiedenen Molliere, Corneille, Racine, La Fontaine, Crebillon, der Aeltere, und Boileau erworben, und pries, in nieverstummendem

Jubel, die Alles übertreffende Meisterschaft dieser gefeyerten Lieblinge. Aber es ließ auch die Liebe für die sogenannten schönen Wissenschaften nicht aussterben, und neue schöne Geister wollten das Zeitalter Ludwigs XV. verherrlichen, wie jene Ludwigs XIV. Fontenelle versuchte sich jetzt in allen Arten dramatischer Dichtung, Destouches begann, nach seiner Ansicht das Lustspiel zu veredeln, indem er das Comische und das Weinerliche lustig verschmolz; Gilbert de Campistron eiferte noch seinem Meister Racine nach, aber ohne großen Beyfall und ohne Glück; Houdart de la Motte, der die Verse haßte, machte in Prosa mit seinen Dramen sich lächerlich, wendete sich dann zur Lyrik und gewann eine große Versfertigkeit, die ihn entschädigen mußte, da seine 1714 erschienene Zerarbeitung der von ihm verbesserten Iliade, ihm selbst bey seinen Landsleuten nur Hohn und Spott zuzog;

Amfrye de Chaulieu sang heitre, oft verführerische Lieder der Liebe; René le Page hatte schon angefangen, durch die Witzspiele seiner comischen Opern sich einen beliebten Namen zu machen; und Voltaire, jetzt einundzwanzig Jahre alt, hatte bereits fünf Jahre früher durch seinen Oedip schon Aufsehn erregt, wodurch er Muth gewonnen, auf das Ziel, der erste schöne Geist und Philosoph Frankreichs zu werden, rastlos fortzusteuern. Jean Jaques Rousseau aber war erst ein dreyjähriger Knabe. So durfte Frankreich noch immer seiner Schöngeisterey sich rühmen, und es war dafür gesorgt, daß der sogenannte gute, d. i. französische, Geschmack nicht aussterbe.

Deutschland indeß hatte seine alten Minne- und Meistersänger fast vergessen, und die Volksstimmen der Vorwelt schier verklingen lassen. Still bereitete sich aber ein neues dichterisches Leben. Noch lag deutsche Dichtkunst

in fremden Banden; doch hob sie an, freyer zu werden. Aus der frühern Periode gingen in diese Zeit noch über Johann von Besser, Benjamin Neukirch, Johann Ulrich von König, Heinrich Brockes. Johann Christian Günther machte seine ersten jugendlichen Versuche eben bekannt. Gottsched, jetzt funfzehn Jahre alt, träumte vielleicht von seinen künftigen Thaten auf dem deutschen Parnaß, an dessen Fuß sich schon der um zwey Jahre ältere J. Jakob Bodmer gelagert hatte. Hagedorn und Zachariä waren noch Kinder; Gleim, Klopstock, Ramler, Lichtwer, Uz, Lessing, Johann Elias Schlegel, Kramer, mit denen für deutsche Dichtkunst ein schöneres Zeitalter beginnen sollte, waren noch nicht geboren. Das Jahr 1715 aber ward ausgezeichnet durch die Geburt zweyer nachmals oft verkannter, aber werthvoller deutschen Dichter, Ewald Chri-

stians von Kleist (am 5ten März), und Christian Fürchtegott Gellerts (am 4ten Julius). — So war der späteren Zeit doch schönere Hoffnung, obwohl noch unerkannt, schon aufgegangen.

Eine vorzüglich ehrenvolle und dankbare Erwähnung verdienen die frommen Dichter, die zu dieser Zeit heilige Lieder sangen, den deutschen Kirchengesang bereicherten, und alle ein schönes religiöses, mehrere auch ein tief-poetisches Leben beurkundeten. Zacharias Herrmann, Laurentius Laurenti, Johann Heinrich Häpecker, Caspar Neumann, Salomo Liscov, Johannes Hoffmann, Johann Adam Haßlocher, Bartholomäus Crossilius, Joachim Justus Breithaupt, Salomo Frank, August Herrmann Franke, Johann Michael Lange, Joachim Lange, Johann Christoph Cramer, Erdmann

Neumeister, Benjamin Schmolke, Johann Anastasius Freylinghausen, Israel Clauderus, Johann Friedrich Stark, Peter Busch, Friedrich Adolph Lampe und Johann Jacob Rambach; — sie gehören alle dieser Zeit an, und ihre Gesänge sind unstreitig das trefflichste, was deutsche Dichtkunst damals hervorbrachte. Der Schatz von Kirchenliedern, die sie hinterließen, wird in künftigen Zeiten hoffentlich wieder gesichtet und mehr benutzt werden, als in unsern Tagen geschehen ist. Im Anblick dieses Reichthums und bey sinniger Würdigung desselben dürfen wir jene Zeit nicht für so völlig undichterisch halten, und am wenigsten Frankreich um seine damaligen Dichter beneiden.

Zu derselben Zeit erblühte, besonders in Italien und Deutschland, herrlicher die

göttliche Tonkunst, und zwey treffliche deutsche Meister, Georg Friedrich Händel und Johann Sebastian Bach, jener einund-dreißig, dieser dreyßig Jahre alt, enthüllten schon die Schätze ihres reichen Gemüths. Carl Heinrich Graun (geb. 1701), bildete sich auf der Kreuzschule zu Dresden; Johann Adolf Hasse (geb. 1705) hegte im kindlichen Geist die köstlichen Keime seiner entzückenden Kunst, und seine süße Stimme erregte schon schöne Hoffnungen. Karl Philipp Emanuel Bach und Christoph Gluck (beyde 1714 geboren), begannen erst ihr zweytes Lebensjahr. Indeß bewegten schon lange die sinnigsten und kunstreichsten Schöpfungen Pergolesi's, Leo's, Vinci's ganz Italien, das auch an Porpora einen Meister hatte.

Blicken wir nun noch auf die Meister hin, die im Jahr 1715 durch Werke der Mahlerey und Bildhauerey das höhere Leben des Gemüths bezeugten, mit vielem Unerfreulichen, was damals hervortrat, zu versöhnen suchten, und sie für die Nachwelt in dankbarem Andenken erhielten. Die herrliche Blüthe der Kunst, die das funfzehnte und einen Theil des sechzehnten Jahrhunderts verherrlichte, war schon gefallen; minder selbstständig, rangen die meisten nicht mehr so kräftig nach dem Ideal, und ließen sich mehr an eifriger und treuer Nachahmung, an Nachbildung früherer Kunst, genügen. Aber noch immer lebte, besonders in Italien, und darneben in Deutschland und Frankreich, ein reger Kunstsinn, und eine lange Reihe tüchtiger Künstler zeichnete sich noch achtbar aus.

Hier, wo wir über flüchtige Andeutungen nicht hinausgehen dürfen, werden schon die

Namen der Meister, die 1715 noch wirkten, bey Kunstverständigen freundliche Erinnerungen wecken, und ein nicht so völlig ungünstiges Zeugniß für das Kunstleben dieser Zeit veranlassen; bey denen aber, die mit demselben sich weniger befreundet haben, wenigstens unsrer Ueberzeugung, daß die neue Zeit in dieser Hinsicht jene nicht erreicht, leicht die Zustimmung abgewinnen.

Marc Antonio Franceschini, Carlo Cignani, Francesco Trevisani, Francesco Migliore, Pedro Subleiras, Procaccini, Franc. Solimene, Giuseppe dal Sole, Giambattista Morandi, Giuseppe Chiari, Baptista Lutti, Franc. Castiglione, Marcound Sebastiano Ricci, Giusep. Maria Crespi, — alle wohlbekannte Meister, mit denen gleichzeitig und wetteifernd arbeiteten Alessandrino, Lamberti, Conca, Pittoni,

Piacessa, Ghirlandeni, Nazarini, Pagani, Gabbiani, Nogari, und die Virtuosin in Pastellmahlerey, Rasalba Carriera; — sie erhielten ihrem Vaterlande Italien noch immer den Rang vor allen Ländern, am meisten in der Geschichtsmahlerey.

Kleiner an Zahl und ferner von der Meisterschaft erscheinen die damaligen französischen Mahler, unter denen besonders Nicole Bertin, Hiacynth Rigaud, Nicole Lancret und Louis Sylvestre sich auszeichneten. (Claude Lorrain war schon 33 Jahre früher gestorben.)

Viel reicher waren die Niederländer an Meistern, die, obwohl in beschränkter Manier, doch in dieser vortrefflich, an Fleiß, Treue und Gründlichkeit mit allen wetteiferten. Johann Griffier und Peter Bout waren in ihrer Kunst weniger französisch, als ihre Namen. Joh. Franz Bredael, Arnold

de Gelder (der letzte Schüler Rembrands), Adrian van der Werf, Joh. van Hugtenburg, Peter van Blömen, Johann Weenix, Johann van Huysum, Jacob Toorenvliet, Gerhard Hoet, Isaac Moucheron, Johann Glauber, Wilhelm Mieris, Nicol. Huysmann, Carl van Falens, Carl van Moor, Johann van Nikkelen, mahlten Stillleben, Landschaften, Schlachten und Thierstücke, einige historische und viele Blumenstücke, welche letztere auch Rachel Ruysch sinnvoll zusammenstellte.

In Deutschland regte sich damals ein geschäftiges Kunstleben, das, wenn es mehr fruchtbar als meisterlich und tief war, doch die Empfänglichkeit der Zeitgenossen ergriff und bildend auf die Nation einwirkte. Merkwürdig ist die zum Theil übergroße Fruchtbarkeit damaliger deutscher Meister, wenigstens Zeugniß deutschen Fleißes; erfreulicher das wackre Stre-

ben und der sich läuternde Geschmack. In dieser Hinsicht nennen wir gern die Ausgezeichnetsten. Der älteste unter ihnen war Gottfried Kneller, von dessen Historienstücken in Deutschland viele, mehr noch in England, wo er am längsten lebte und geehrt ward, vorhanden sind. Johann Melchior Roos und Christoph Ludwig Agricola lieferten Landschaften, worin die um einige Jahre jüngern, Anton Faistenberger, Alexander Thiele, Wenzel Lorenz Reiner, mit ihnen wetteiferten. Balthasar Denner ward als Historien- und Portrait-Mahler gerühmt, und verdiente den Ruhm; Franz de Paula Feng gab seine ersten Versuche in Stillleben, nach niederländischem Geschmack, und Ismael Mengs (von Geburt ein Däne), Johann Christian Sperling, August Querfurth, Christian Seybold bildeten sich, damals noch Jünglinge, mehr nach dem

Muster früherer Meister, als durch eigne schöpferische Kraft und von der Natur begeistert.

Nur ein kümmerliches Leben war noch der Bildhauerey vergönnt. Italien hatte noch einige Meister, die, den frühern nicht vergleichbar, auf kalte Nachahmung der Alten und trockne Naturnachbildung, ihre Kraft verwendeten. Ein Franzos, der hier mit Achtung zu nennen ist, war als Bildhauer leicht der erste dieser Zeit, Peter Le Gros, hatte sich aber in Rom gebildet, und brachte dort auch seine ganze Lebenszeit zu, so wie sein nicht unberühmter Landsmann Pierre Morat. Neben diesen standen auf demselben Boden, auf dem das frühere, höhere Leben noch nachwirkte, Joseph Mazzuoli (aus Siena) und Camillo Rusconi (aus Mailand) mit Angelo de Bossi (aus Genua), der 1715 zu Rom starb. Die Trauer, die ihn zum Grab geleitete, die Auszeichnung, die jenen noch

Lebenden zu Theil ward, bezeugte, daß man auch damals die Männer zu schätzen wußte, die mit kunstreicher Hand den Meißel führten.

So vielgestaltig war das Leben des Jahres Eintausend siebenhundert und funfzehn, das wir in einigen Umrissen abzubilden versuchten. Die Völker der Erde lagen, blutbefleckt, in trübem Ermatten, aus dem nur einzelne herrliche Kräfte leuchteten wie helle tröstende Sterne, oder aufloderten wie Blitze. Alle Welt seufzte unter fortdauerndem Weh oder schmerzlichen Nachwehen. Was der Mensch vermochte, das tiefe, bittre Leid zu stillen, wollte nirgend genügen. Und der Baum des Lebens, die ewige Religion, der versöhnende Glaube fand Vieler Herzen verschlossen.

Du aber, o mein Vaterland! warst am furchtbarsten zerrissen von innerer Zwietracht,

und deine Kinder hatten es gänzlich vergessen, daß sie seyn sollten Ein Volk von Brüdern, die einträchtig zusammenhalten müssen, daß der Feind, der rastlos auf dein Verderben sinnt und es zu bereiten geschäftig ist, die vereinzelte Kraft nicht verschlinge.

In ihrer Geschichte stellt jene Zeit den Enkeln einen klaren Spiegel auf, in welchem diese sich selbst zu beschauen zu oft und zu lange versäumten. Damals, als der Väter Geist sich zürnend von den unlängst vergangenen Geschlechtern abwandte und die wenigen Treuen ihn zurücksehnten, da ward in den Frommen der Zeit neugeboren die alte Hoffnung beßrer Zeiten, obwohl die Welt die schmähte, die sie verkündeten.

Aber ihre Hoffnung hat sie nicht betrogen und ihr prophetisches Wort ist erfüllt worden. Sie haben begonnen, die bessern Zeiten. Einen größern Kampf, als das Jahr 1714, hat 1814

siegreich geendet; das Vaterland ist wieder erstanden und, wie vieles auch noch für uns verhüllt sey, wir treten freyer, gläubiger, kräftiger in das Jahr 1815, als unsre Väter in das Jahr 1715.

Neues Leben ringt aus alter Schmach, alten Sünden, altem Elend sich los, und was Deutschland Heiliges je gehegt, will in neuer Herrlichkeit erscheinen unserm Volk. Was vor allem Noth ist, Glaube und Liebe, die nie ohne Hoffnung sind, die uns heimisch machen auf Erden, und von der Erde zum Himmel erheben und große Schuld zu sühnen begehren; sie finden eine gereinigtere Stätte wieder unter uns, auf daß sie bey uns einkehren und Wohnung bey uns machen. Die bessere Zeit, welche die frommen Väter gehofft, und in die Gott uns eingeführt, ruft, wie früher der allgemeine Jammer, uns zu einhelligem Wirken für unsre alte, oft verletzte, nun

neugegründete Gemeinschaft, in jenem Geist des Glaubens und der Liebe, in dem unaustilgbar wurzelt Aller Heil.

Vor fast dreyhundert Jahren hat ein deutscher Mann *) gesagt:

„Die Teutschen heißen Germani, ich achte darum, daß dieß leutselig Volk, wie Brüder, in Nöthen zusammensteht, einander nicht läßt, und treulich, vor allen Völkern, einander Treu und Glauben hält."

Solches war der Ruhm des deutschen Volkes in alter Zeit. Er war es viel minder hundert Jahre vor uns, und fast wenig bis auf die letzte große Zeit, da er wieder geltend werden

---

*) Es war Sebastian Frank (in der Vorrede zu seiner Chronik von Deutschland). Hoffentlich nehmen verständige Leser keinen Anstoß an seiner Ableitung des Worts Germanen aus dem Lateinischen, und freuen sich lieber des schönen Worts, zu dem sie Veranlassung gab.

wollte. Vorübergegangen ist das Jahrhundert, das alle deutsche Volksthümlichkeit zu vernichten drohte. Wir haben vieles, haben das Herrlichste errettet. Wie das Volk, entbindet die Sprache sich von fremder Herrschaft. Wer redete und schrieb im Jahr 1715 wahrhaft deutsch? Schien doch die Sprache jene Selbstständigkeit und Gediegenheit verloren zu haben, die sich lange vorher, besonders in Luthers deutscher Bibel, so mächtig offenbart hatte! — Nun ist auch unsre Sprache, ein theurer Volksschatz, uns wieder werther geworden; die Kraft, die im Volk wieder erstanden, fühlt ihre Verwandtschaft mit jener herrlichen Kraft, die in uralter Zeit in deutscher Rede für alle Zeiten niedergelegt war. Nicht länger wollen wir „Sprache, Kunst, Weisheit in Reden und Thaten, gern demüthig andern lassen, und rühmen und bewundern, aus einer sonderlichen, fast thörichten Demuth fremde Sitten

Sprachen, Kleidung und Gebehrden;" sondern, ehrend was schön und gut an den Fremden, halten in ächter Demuth und Liebe wir werth das Eigene, und suchen es treulich zu schätzen, zu bewahren, zu fördern.

Wer nun sehnte zurück das Jahr 1715, das zu Warnung, Trost und Ermunterung in diesem Bild an uns vorüberging?

So wache und mühe sich nur Jeder, daß er würdig befunden werde der köstlichen Jahre, die uns der Herr verliehen hat!

Scheidend grüßt, der dieses geschrieben, seine deutschen Leser, wünschend, daß sie einige Freude haben an seinem Büchlein.

„Lies das meine, ohne Gallen, wie du wolltest, daß ich das deine lese; sey eine Biene und keine Spinne, so wirst du überall Honig finden."

Die mich freundlich begleitet bis an die Gränze, sollen schönen Dank dafür haben und wenn sie mir als Wegweiser gern folgten und einiges Wohlgefallen hatten an der neuerweckten Erinnerung, mögen sie mir danken dadurch, daß sie beachten und zu Herzen nehmen der Rede einfältigen Sinn und der Geschichte große Lehren.

Geliebt es aber Gott, dem Verfasser Leben und Gesundheit zu erhalten, und gefällt es den günstigen Lesern, ihn ferner zum Führer zu wählen, so will er noch ein und zwey Jahrhunderte zurück sie leiten, und für das Jahr 1816 das Jahr 1616, für 1817 aber das Jahr 1517, das große Reformationsjahr, ihnen darstellen. Letztres ist eigentlich sein Ziel, das er schon bey dieser ersten Mittheilung im Auge hatte. Zeitig wird dieß letztere Büchlein, das längst bereitet ist, erscheinen, damit die deutschen Genossen auch dadurch ermuntert wer-

den, würdig das hohe Jubeljahr zu begrüßen, an dem uns zwar nicht, wie in der römischen Kirche bey ihrem oft wiederkehrenden Jubeljahr vollständiger Ablaß geboten wird, aber ein andrer, dessen unerlaßliche Bedingung ist, daß wir von Herzen bereuen, was wir gesündigt am Geist der Kirchenverbesserung, und schon jetzt aufrichtig, so viel an uns ist, es bessern. Zur großen Feyer jenes Jahres, in der wir den beyden frühern Jahrhunderten nicht nachstehen wollen, wünschte auch der Verfasser sein Scherflein beyzutragen, indem er die Geschichte des Jahres 1517 selbst treulich abzubilden versucht. Darauf vorbereiten will er auch in der künftigen Darstellung des Jahres Eintausend sechshundert und sechzehn.

Alle, die dieses lesen, seyen freundlich dazu eingeladen!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Köthe, Friedrich August

Das Jahr 1715 oder wie's vor hundert Jahren in der Welt aussah ein Erinnerungs- und Trost-Büchlein für 1815

S.l. [1815]

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.H.p.o.10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11710735-1